

3. Die Arbeitswissenschaft und das Reich der Sinne. Vorschläge für einen Perspektivenwechsel in der Belastungsforschung

"In der Arbeitswissenschaft wird *Belastung* definiert als die *Gesamtheit* der auf den arbeitenden Menschen *einwirkenden Faktoren*. *Beanspruchung* dagegen ist die *Wirkung* dieser Faktoren auf den Menschen bzw. im menschlichen Organismus. Das Begriffspaar ist der Mechanik entnommen. Ein Gewicht, das an eine Spiralfeder gehängt wird, ist die *Belastung*, die *Ausdehnung* der Feder die *Beanspruchung*.

Die Arbeitsbelastung besteht aus Teilbelastungen, die sich aus den *eigentlichen Arbeitsvollzügen* und den *physikalischen und sozialen Umwelteinflüssen* ergeben. Sie ist eine von der die Tätigkeit ausführenden Person *unabhängige Größe*, die sich als Funktion der *Belastungshöhen* und ihrer *zeitlichen Dauer* darstellen läßt. Die *Belastungshöhe* bezeichnen wir bei primär muskulärer Arbeit als *Arbeitsschwere*, bei den anderen Arbeitsformen als *Arbeitsschwierigkeit*. (...)

Beanspruchung ist (...) die *Wirkung* einer *Belastung* auf den Menschen. Da kein Mensch bezüglich *Eigenschaften, Fähigkeiten und Motivation* dem anderen völlig gleicht, ergeben sich für Menschen, auch wenn sie absolut gleichen Belastungen ausgesetzt sind, *unterschiedliche Beanspruchungen*" (Stirn 1980, S. 120; Hervorhebungen durch M.F.).

Arbeitende Menschen mit Spiralfedern zu vergleichen und deren Arbeitsbedingungen als ein, an ihnen zerrendes Gewicht zu betrachten - deutlicher läßt sich die *Tabuisierung menschlicher Subjektivität und Sinnlichkeit* innerhalb der arbeitswissenschaftlichen Beschäftigung mit Belastungen und Beanspruchungen wohl kaum visualisieren. Wenn hier die Arbeitswissenschaft mit einem imaginären "*Reich der Sinne*" in Verbindung gebracht wird, dann mit der Absicht, die *Unangemessenheit* eines ergonomischen Menschenbildes aufzuzeigen, das mit der *Ausblendung von Verstand und Gefühlen, von Sinn und Meinungen* - kurz: von *Sinn und Sinnlichkeit* (lat. "*sensus*") - zugleich wichtige Bestandteile seines Gegenstandes verschwinden läßt. Mit der *Ausgrenzung oder Marginalisierung* von *Kognitionen, Empfindungen und Emotionen* werden gleichzeitig entscheidende Dimensionen der körperlichen Existenz des arbeitenden Menschen sträflich vernachlässigt.

Bedenkt man das zentrale Gewicht, das ergonomische und arbeitsphysiologische Analyseperspektiven traditionell in den Arbeitswissenschaften genießen, so muß die *Behauptung einer Vernachlässigung körperlicher Dimensionen* in der Belastungsforschung geradezu absurd erscheinen. Waren es nicht vor allem Arbeitsmediziner, die gegenüber der wachsenden Flut psychosomatischer Krankheitsmodelle unbeirrt an der *Vorrangigkeit des physiologischen Geschehens*

festhielten? Und waren es nicht Arbeitswissenschaftler, die gegen ein Ausufern psychosoziologischer Forschungsdesigns zu Felde zogen (vgl. DFG- Denkschrift 1980) und entgegen methodologischen Modetrends in sozialwissenschaftlichen Disziplinen auch weiterhin auf der Erfassung anthropometrischer Maße und der bewährten Erhebung solider physiologischer Meßgrößen beharrten?

Was die Objektivierungsarbeit arbeitsmedizinischer und ergonomischer Disziplinen in der Erforschung von physischer Belastung und Beanspruchung betrifft, so ist es den traditionellen Arbeitswissenschaften ohne Zweifel gelungen, den menschlichen Körper durch ein dichtes Netz physiologischer und anthropometrischer Variablen zu vermessen. Aber, ist es ihnen dabei ebenso erfolgreich gelungen, sich dem menschlichen Körper in einer amgemessenen Weise zu nähern, die eine subjektive und sinnliche Einbindung des Körpers in die Verwirklichung arbeitsbedingter Belastungen und Beanspruchungen nicht auf die bloße Wechselwirkung quantitativer Parameter reduziert und das Soma nicht einfach als Summe physiologischer Kennwerte beschreibt?

Sicherlich nicht. Der menschliche Körper läßt sich in seinem Verhältnis zur Arbeit nicht unabhängig von emotionalen und kognitiven Prozessen begreifen. Die Entwicklung körpernaher Phänomene erfolgt biographisch vermittelt durch die Einbindung der subjektiven Sinn- und Erlebnisfähigkeit in den symbolisch-kulturellen Bedeutungshorizont der sozialen Welt.¹ Wenn wir den Ergebnissen der Strebforschung trauen dürfen, so müssen wir das Erleben belastender Arbeitsbedingungen als einen *biopsychosozialen Prozeß* begreifen, in dessen Verlauf sich physische, emotionale und kognitive sowie soziale und kulturelle Dimensionen ineinander verstricken. In den Untersuchungsdesigns herkömmlicher arbeitswissenschaftlicher Ansätze dominiert jedoch dort, wo es um die Analyse körpernaher Beanspruchungsphänomene geht, eine atomisierende Vorgehensweise, durch die das Ensemble einzelner Faktoren vernachlässigt oder auf statistische Korrelationen reduziert wird.

Auf den ersten Blick mag die steile Karriere der Belastungs- Beanspruchungs-Konzeption innerhalb der Arbeitswissenschaft zu einem weithin anerkannten "Forschungsprogramm" (im Sinne Lakatos) oder "Paradigma" (im Sinne Kuhns)

1 "Die Erregbarkeitsgrenzen und die Grenzen der Widerstandsfähigkeit sind von Kultur zu Kultur verschieden. Was eine 'unmögliche Anstrengung', ein 'unerträglicher Schmerz' und 'hemmungslose Ausgelassenheit' ist, hängt nicht so sehr vom betreffenden Individuum ab, sondern bestimmt sich nach Kriterien, die durch kollektive Billigung bzw. Mißbilligung sanktioniert worden sind. Jede Verhaltenstechnik und jedes Verhaltensdetail überhaupt, das auf dem Wege der Tradition erlernt und übermittelt wird, basiert auf bestimmten Innervations- und Muskelaktions-Syndromen, die für sich echte Systeme bilden und darüber hinaus in den Gesamtkontext einer bestimmten Gesellschaft eingebettet sind" (Lévi-Strauss, zitiert nach Douglas 1974, S. 5f.).

vielleicht überraschen. Der Erfolg des darin vertretenen mechanistischen Menschenbildes aber ist in einem wissenschaftlichen Feld nicht weiter erstaunlich, in dem die empirische Operationalisierung einer (physiologischen) Vermessung des Menschen offenbar mehr zählt als die Reichweite und Tiefe der theoretischen Konzepte und die Konsistenz methodologischer Annahmen gegenüber Ad-hoc-Anpassungen.

Meine These ist, daß arbeitsbedingte "Belastungen" nicht angemessen als eine von den Tätigkeiten der Belasteten "unabhängige Größe" verstanden werden können und daß die Erforschung arbeits- und berufsbedingter Risiken mit dem Belastungs- Beanspruchungs- Konzept bislang durch eine weitgehende Vernachlässigung des Körpers in der vollen Sinnlichkeit seiner leiblichen und emotionalen Dimensionen gekennzeichnet ist.

Um diese Annahme plausibel zu machen, möchte ich mich in einem ersten Argumentationsschritt mit den Defiziten des linearen Reiz- Reaktions- Modells auseinandersetzen, das die Kernannahme des ergonomischen Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes bildet (Kapitel 3.1).

In einem zweiten Schritt sollen Möglichkeiten aufgezeigt werden, die Dualisierung von Subjekt und Objekt mit ihrer simplen Gegenüberstellung von objektiven Belastungswirkungen und passiven Beanspruchungsreaktionen zu überwinden. Zu diesem Zweck möchte ich einen Perspektivenwechsel in der arbeitswissenschaftlichen Belastungsforschung vorschlagen, der sich zum einen auf ein "Konzept der aktiven Auseinandersetzung" der arbeitenden Menschen mit ihren arbeitsbedingten Anforderungen bezieht, zum anderen auf das "transaktionale Streßmodell" von Richard S. Lazarus stützt, das die Aufmerksamkeit auf subjektive Bewertungen der potentiell belastenden Situation und auf die aktive Belastungsbewältigung lenkt (Kapitel 3.2). Die kognitivistische Einengung der menschlichen Sinnlichkeit im transaktionalen Modell soll dabei durch Berücksichtigung emotionaler Formen der Bewertung und Verarbeitung der Arbeitswirklichkeit korrigiert, und die individualistische Tönung soll durch Einbeziehung intersubjektiver Bewertungs- und Bewältigungsprozesse abgeschwächt werden. Daran anschließend möchte ich den Perspektivenwechsel durch ein sozialökologisches Konzept der "funktionalen Verschränkung" (Friczewski) von objektiven und subjektiven Gefährdungskomponenten erweitern und dadurch auf ein Verständnis der *sozialen* Genese und der gesellschaftlichen Reproduktion von arbeits- und berufsbedingten Risiken ausrichten.

Abschließend soll dann der enge, an innerbetriebliche Interaktionszusammenhänge gebundene Horizont des sozialökologischen Ansatzes erweitert werden, um den *sozialen Sinn* riskanter Arbeitsleistungen zu verstehen und den Beitrag *subkultureller Formen* der Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken besser einschätzen zu können (Kapitel 3.3).

3.1 Theoretische Defizite und methodologische Probleme des ergonomischen Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes

Wenn man die letzten zwanzig Jahre arbeitswissenschaftlicher Belastungs- und Beanspruchungsforschung Revue passieren läßt, so zeigt sich, daß dieses Forschungsfeld auf der einen Seite von einem deutlichen Relevanzgewinn *psychischer* und *psychosozialer* Belastungsformen gegenüber physischen Belastungsaspekten gekennzeichnet ist, der auf technische und organisatorische Veränderungen im Bereich gesellschaftlicher Arbeits- und Produktionsprozesse zurückgeführt wird (Stichworte: Automatisierung, Informatisierung, Gewichtsverlagerung von Fertigungs- zu Dienstleistungstätigkeiten etc.). Gleichzeitig wird der Stand der Erforschung psychischer Belastungen und Beanspruchungen andererseits eher nüchtern eingeschätzt. Auffallend ist, daß trotz (oder wegen) einer unüberschaubaren Anzahl an theoretischen und empirischen Studien und einer ungeheuren Vielfalt der Forschungsansätze zum Problemfeld psychischer Belastungen und Beanspruchungen der Stand "gesicherter" Ergebnisse als relativ niedrig eingeschätzt wird. Zu diesem Schluß kommen Gerd Marstedt und Ulrich Mergner (1986, S. 16) in einer umfassenden Literaturstudie.

"Tatsächlich sind sich die Experten weitgehend einig, daß der zumindest etwas breiter akzeptierte Ertrag arbeits- und sozialwissenschaftlicher Forschung der letzten Jahrzehnte hinsichtlich der zentralen Probleme der theoretischen Fassung, methodischen Erfassung und Bewertung psychischer Belastungen und Beanspruchungen sowie des Zusammenwirkens psychischer mit anderen Belastungsfaktoren in tätigkeitstypischen Belastungsstrukturen, der Zusammenhangsanalyse von Belastungen und Beanspruchungen und der gesicherten Zuschreibung von scheinbar unspezifischen Auswirkungen an komplexe Verursachungsbedingungen angesichts des Forschungsaufwands gering ist" (Marstedt und Mergner 1986, S. 16).

Hinzu kommt, daß in der Arbeitswissenschaft drei Begriffe kursieren, deren Bedeutungen in der Vergangenheit nicht immer präzise auseinandergehalten worden sind: Belastung, Beanspruchung und Streß. In der Psychologie sind in jüngster Zeit pragmatische Vorschläge entwickelt worden, die begriffliche Konfusion zu entwirren. Im Anschluß an eine Definition des Normenausschusses Ergonomie aus dem Jahr 1987 wird dem Belastungs- Beanspruchungs- Konzept dabei ein allgemeinerer Status zuerkannt, während das Streßmodell enger aufgefaßt wird, soweit "Stressoren" als eine spezifische Untergruppe psychischer Belastungen und "Streßreaktionen" als spezielle Arten psychischer Beanspruchungen verstanden werden (vgl. Greif 1991, S. 6f.). Diese Konvention ist allerdings als etwas vorschnell einzustufen, wenn man die unterschiedlichen Auffassungen über die Wirkungsweise in der Ergonomie und der Arbeitspsychologie berücksichtigt. Im Gegensatz zur DIN-Norm des Normenausschusses Ergonomie, die nur *äußere* Einflußfaktoren als psychische Belastungen betrachtet, werden vom

Streßkonzept auch innerpsychische Stimuli (z.B. chronische Schmerzempfindungen) als streßauslösende Faktoren anerkannt (vgl. Greif 1991, S. 7).

Selbstverständlich können weder die theoretischen und methodologischen Defizite noch die erfolgversprechenden Ansatzpunkte für eine Weiterentwicklung der arbeitswissenschaftlichen Belastungsforschung im Rahmen des vorliegenden Buches umfassend behandelt werden.² Dies würde die thematische Eingrenzung sprengen. Im folgenden möchte ich mich deshalb auf eine Kritik des Kernkonzeptes arbeitswissenschaftlicher Belastungsforschung beschränken und mich auf Möglichkeiten einer theoretischen Umorientierung innerhalb der arbeits- und industriesoziologischen Belastungsforschung konzentrieren.

Zu Beginn der siebziger Jahre ist das aus der ingenieurwissenschaftlichen Materialprüfung entlehnte *Belastungs- Beanspruchungs- Konzept* von Walter Rohmert und Joseph Rutenfranz als "wesentliches Paradigma" (Brandenburg et al. 1991) bzw. als forschungsleitender theoretischer Entwurf in die Ergonomie und Arbeitsmedizin eingeführt worden, um Arbeitsbedingungen und ihre Auswirkungen auf die Beschäftigten zu untersuchen und zu erörtern (vgl. Slesina und Ferber 1989, S. 16). Von einem einfachen Ursache- Wirkungs- Modell ausgehend, wurde das Belastungs- Beanspruchungs- Konzept mehrmals überarbeitet und von einem "engen ergonomisch-ingenieurwissenschaftlichen zu einem interdisziplinär- arbeitswissenschaftlichen Begriffsrahmen", dem "integrierten Belastungs- Beanspruchungs- Konzept", erweitert (ebd., S. 17 im Anschluß an Rohmert 1984).

Wie das einleitende Zitat von Hans Stirn zeigt, werden *Belastungen* in der Arbeitswissenschaft grundsätzlich als vom betroffenen Menschen unabhängige, *von außen* auf den menschlichen Organismus einwirkende *Faktoren* (Reize) verstanden, während *Beanspruchungen* als die jeweils personenspezifisch zum Tragen kommende *Wirkung* (Reaktion) dieser Faktoren auf den und im menschlichen Organismus begriffen werden. Auch wenn sich das Belastungs- Beanspruchungs- Konzept als ein wissenschaftshistorisch recht junges "Paradigma" präsentiert, haben seine methodologischen und theoretischen Leitideen eine lange Tradition hinter sich, die bis auf naturwissenschaftliche Ursache- Wirkungs- Modelle und auf das behavioristische Reiz- Reaktions- Schema zurückreicht (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 22).

Das ergonomische Belastungs- Beanspruchungs- Konzept ist von verschiedenen Seiten kritisiert worden. Aus arbeitssoziologischer und - psychologischer Perspektive scheinen mir vor allem folgende Schwachstellen bedeutend zu sein.

An *erster* Stelle sind hier *defizitäre Vorstellungen über menschliche Subjektivität* und die wechselseitigen, durch "gegenständliche Tätigkeiten" (Leontjew) vermittelten *Beziehungen* zwischen den Subjekten und Objekten menschlicher Arbeitstätigkeit zu nennen. Im ergonomi-

2 Besonders die vielversprechenden Entwicklungen in der Medizinsoziologie und Sozialpsychologie können hier nicht in einer angemessenen Weise berücksichtigt werden.

schen Belastungs- Beanspruchungs- Konzept werden die vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen dem arbeitenden Menschen, seinem Arbeitsauftrag und den Ausführungsbedingungen seiner Arbeit unterschätzt (Hacker 1991, S. 49): "Seine Wahrnehmung und Bewertung der Situation und seine Leistungsvoraussetzungen bestimmen mit, ob überhaupt Beanspruchungen entstehen und welcher Art sie sind."

Im "vereinfachten" Belastungs- Beanspruchungs- Konzept wird der arbeitende Mensch nicht als ein "ganzheitlich betroffenes, kognitiv und emotional verarbeitendes, lebensgeschichtlich vorgeprägtes, zu eigenständigem Handeln fähiges und motiviertes soziales Subjekt" begriffen (Marstedt und Mergner 1986, S. 25), und der "sozial- normative Kontext" der Arbeitsaufgaben und - anforderungen wird weitgehend vernachlässigt (Slesina 1987, S. 52f.). In der Praxis werden vorgegebene *Arbeitsaufträge* nicht einfach übernommen, sie werden von den Arbeitenden unter Ausnutzung der fast überall bestehenden Handlungsspielräume interpretiert, als *Arbeitsaufgaben* redefiniert und in Form von aktiven Vornahmen in eine eigene, subjektive Zielsetzung transformiert (vgl. Hacker 1986, S. 61ff.). Mit der Ausblendung "symbolisch- interaktiver Bezüge" bei der Interpretation von Arbeitszielen kann das ergonomische Belastungs- Beanspruchungs- Konzept menschliches Arbeitshandeln nicht als ein soziales Handeln begreifen (vgl. Slesina 1987, S. 53f.). Die Arbeitswirklichkeit erscheint so ohne jeden persönlichen Sinn und ohne soziale Bedeutung.

"Die Orientierung des Arbeitenden an sozialen Werten wie Fleiß oder Qualitätsarbeit, seine Identifikation mit Gruppenstandards der Loyalität, seine Orientierung an informellen Standards der Leistungsverausgabung oder - zurückhaltung ('Bremsen'), seine Orientierung an dem unterschiedlichen Sozialprestige der Belastungsformen (z.B. geringes Prestige von Schmutzarbeit, hoher Prestigewert dispositiver Arbeit) und seine Identifikation mit sozial angesehenen Anforderungsformen bleiben dabei unberücksichtigt. Die sozialen Aspekte (...) bestimmen die Einstellungen der Beschäftigten zu den Aufgaben und ihren Belastungen, die Bereitschaft zur Belastungsübernahme oder - abwehr und damit den Umfang der Gesamtbelastung mit ihren Gratifikationen wie auch möglichen Gesundheitsrisiken" (Slesina 1987, S. 53f.).

Zweitens wird der *soziale Konstitutionsprozeß von Belastungen* gelehnet, soweit Belastungen einfach aus der Entwicklungslogik technischer Zusammenhänge abgeleitet werden und soziale Belastungsdimensionen ausgeblendet bleiben, die z.B. aus betrieblichen Herrschaftsstrukturen resultieren (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 25). Zu klären ist, wie Belastungsphänomene überhaupt als "exogene Wirkungen" *entstehen* und wieweit ihre Objektivierung subjektive Formen der aktiven "Rückwirkung" auf das Belastungsgeschehen einschränkt, ausschließt oder auch ermöglicht. Ökonomische, soziale und kulturelle Voraussetzungen der sozialen Genese belastender Arbeitsanforderungen müssen auch deshalb in die Untersuchungsperspektiven einbezogen werden, um Phänomene sozialer (Selbst-)Auslese der "geeigneten" Arbeitskräfte nachvollziehen und selbstgefährdende Umgangsweisen mit bestehenden Handlungs- und Regulationsspielräumen innerhalb der Arbeitstätigkeit berücksichtigen zu können.

Fehlende oder unbefriedigende Vorstellungen über die gesellschaftliche Entstehung und Genese von arbeitsbedingten Belastungs- Beanspruchungs- Konstellationen kann man allerdings schwerlich der Ergonomie und Arbeitsmedizin zur Last legen, solange die Sozialwissenschaften selbst auf diesem Forschungsfeld noch recht wenig Überzeugendes geleistet haben. Auch hier ist ein Perspektivenwechsel erforderlich, damit der Blick von seiner engen

Fokussierung auf die mikrosoziale Struktur einzelner Arbeitsplätze auf die Organisations- und Reproduktionsprozesse gesellschaftlicher Arbeit gelenkt wird (vgl. Kapitel 3.3).³

Drittens geht mit dem objektivistischen, auf einzelne Faktoren ausgerichteten analytischen Zugriff der *Blick auf die strukturellen Zusammenhänge* verloren (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 25). Die komplexen wechselseitigen Beziehungen zwischen den Menschen und ihrer Arbeit werden bei der Analyse von Einzelarbeitsplätzen in einzelne, streng definierte und beobachtbare Arbeitselemente zerlegt. Durch die Partialisierung der Gesamtbelastung in einfache, additive Kombinationen von isolierbaren und objektiv meßbaren, unabhängig von den Betroffenen existierende Faktoren bleiben typische Belastungsstrukturen ebenso unbeachtet wie die wechselseitige Verschärfung oder Abschwächung der Wirkungen von Belastungen (ebd.). *Entlastungswirksame* Komponenten, wie z.B. Formen sozialer Unterstützung, werden gegenüber den beanspruchungswirksamen vernachlässigt (Slesina 1987, S. 55). Die Beschränkung auf "negative", beeinträchtigende Beanspruchungsfolgen "unterschätzt die gleichzeitig entstehenden positiven, für die Leistung und die Leistungsvoraussetzungen förderlichen Beanspruchungsfolgen" (Hacker 1991, S. 49). In Abhängigkeit von Tätigkeitsspielräumen und sozialer Unterstützung können gleiche Arbeitsanforderungen entweder ein Hinzulernen und Fitness *oder* Entmutigung und Erschöpfung bewirken, weshalb neben der bedrohlichen Seite auch die gesundheitsfestigende Rolle fordernder Aktivität zu berücksichtigen ist (vgl. ebd.): "Ohne hohe Beanspruchung und ohne nennenswerte Ermüdung entsteht auch kein Trainingseffekt."

Wo aber sind die Grenzen zwischen einem positiv zu wertenden Trainingseffekt und einer Beeinträchtigung des gesundheitlichen Wohlbefindens? Die Bevorzugung objektivistischer Verfahren (z.B. Pulsfrequenzmessungen)⁴ zur Festlegung physiologischer Dauerleistungsgrenzen oder zur Erhebung kurzfristiger physiologischer Veränderungen (z.B. Ermüdungserscheinungen, akute gesundheitliche Schädigungen) tragen *viertens* wenig dazu bei, die *Entstehung langfristiger und multifaktoriell bedingter, chronischer gesundheitlicher Risiken*

-
- 3 Vgl. auch die Kritik von Kannheiser (1983) an der arbeitsplatzbezogenen psychologischen Streßforschung. Ausnahmen, die sich von der engen Arbeitsplatzfixierung lösen, sind auf arbeitssoziologischer und sozialpsychologischer Seite vor allem Maschewski (1982) und andere Beiträge aus dem Wissenschaftszentrum Berlin, (sozio)biographische Ansätze z.B. von Brock und Vetter (1982) sowie die sozialpsychologisch orientierten Studien von Becker-Schmidt et al. (1982; 1983), die zugleich die enge Ausrichtung auf Erwerbsarbeit durch Einbeziehung der Reproduktions-, Familien- und Hausarbeit überwinden.
 - 4 Die Dekomposition der ganzheitlichen Gestalt ihres Gegenstandes verweist die Forschungsarbeit mit isolierten Variablen, die über statistische Korrelationen zu einer abstrakten Formung des Gegenstandes führen, auf eine Ad-hoc-Integration immer neuer intervenierender Variablen, bis eine zufriedenstellende statistische Zuverlässigkeit der Messung erreicht ist. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich möchte mich keineswegs generell gegen eine quantitative Variablenforschung aussprechen, möchte aber an dieser Stelle deren methodologische Grenzen betonen, die meines Erachtens vor allem durch den Zwang bestimmt sind, daß sich die quantitative Messung stets ihrer (ökologischen) Validität mittels "qualitativer" Forschungsmethoden versichern sollte. Der beharrliche Verweis der Ergonomie und Arbeitsmedizin auf die Notwendigkeit, meßbare Belastungs- und Beanspruchungsgrößen zu konstruieren, bildet allerdings ein wichtiges Korrektiv gegenüber "subjektorientierten" Forschungsansätzen, die mit dem Problem personenunabhängiger Belastungsgrößen oft zu (nach)lässig umgehen.

sowie die *gesundheitlichen Folgen psychischer Beanspruchungen* zu identifizieren (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 25f; Slesina 1987, S. 54). Die parameterorientierte Ausrichtung der arbeitsphysiologischen Belastungs- und Beanspruchungsforschung ist selbst nach Aussagen von Arbeitsmedizinern nicht unumstritten, was beispielsweise die "metabolische Dauerleistungsgrenze" bei dynamischer Muskelarbeit oder die Festlegung vergleichbarer Grenzwerte für die Dauerleistung bei Haltearbeiten betrifft (Brandenburg et al. 1991, S. 47). Die für kurzzeitige Belastungen (bis zur Dauer einer Arbeitsschicht) formulierten Grenzwerte sind zwar praktikabel, was die Vorbeugung gegen vorzeitige Ermüdung und damit verbundene Leistungsminderungen angeht, für eine Bewertung längerfristiger Beanspruchungsfolgen durch körperliche Tätigkeiten sind sie jedoch nicht geeignet (ebd.). Mit langfristigen Beanspruchungsfolgen aber, die in den letzten Jahren immer stärker in den Mittelpunkt des arbeitsmedizinischen Interesses gerückt sind, müssen die aktuellen Beanspruchungsgrößen und -folgen nur wenig oder gar nicht korrelieren (vgl. ebd.).

Trotz oder gerade wegen dieser Schwächen ist der unbestreitbare Erfolg des ergonomischen Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes erklärungsbedürftig. Wenn man von arbeits- und leistungspolitischen Interessen der Arbeitgeber absieht, den aktiven Beitrag arbeitender Subjekte durch den Objektivismus abzuwerten, beruht die Attraktivität des Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes für die Arbeitswissenschaft zunächst einmal auf der Einfachheit, universellen Anwendbarkeit und der empirischen Operationalisierbarkeit seiner Modellannahmen. Die Unterstellung linearer Ursache- Wirkungs- Beziehungen zwischen Arbeit und Menschen läßt sich zunächst ohne Schwierigkeiten auf verschiedene Problemfelder belastender Arbeitsbedingungen übertragen. Der postulierte Zusammenhang zwischen körperlicher Arbeitsschwere und Ermüdung, zwischen Schadstoffkonzentration und gesundheitlicher Schädigung, zwischen Hitzearbeit (oder Lärm) und Leistungsfähigkeit entbehrt hierbei ebensowenig einer schwer bestreitbaren Plausibilität wie die Vorstellung, daß die Beanspruchungen nicht nur von der Höhe der Belastungen, sondern vor allem von den Eigenschaften, besonders von der psycho- physischen Konstitution und Leistungsfähigkeit des arbeitenden Menschen, abhängig sind (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 22f.).

Darüber hinaus zeichnet sich das Belastungs- Beanspruchungs- Konzept durch eine grundsätzliche Offenheit für interdisziplinäre Anschlüsse aus, was seine Verwendung innerhalb der Arbeitswissenschaft(en) besonders attraktiv macht. Die Leitidee einer geradlinigen Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, Reiz und Reaktion ermöglicht es einem weiten Spektrum natur-, ingenieur- und verhaltenswissenschaftlicher Ansätze, sich auf der Grundlage methodologischer Übereinstimmungen interdisziplinär zu verständigen und zusammenzuarbeiten. Tauchen neue Probleme auf, eröffnet das Belastungs- Beanspruchungs- Konzept gute Chancen für eine inflationäre Erweiterung des Grundmodells durch ad- hoc eingeführte, "intervenierende" Variablen.

Besonders der letzte Punkt scheint dafür verantwortlich zu sein, daß die Belastungs- Beanspruchungs- Konzeption in der relativen kurzen Zeit ihres Bestehens

eine bemerkenswerte Karriere von Weiterentwicklungen und Ergänzungen hinter sich bringen konnte. Diese chamäleonhafte Fähigkeit, sich neuesten Strömungen, Krisen und Weiterentwicklungen in der Untersuchung arbeitsbedingter Risiken anzupassen, wird von ihren Protagonisten als ein Beleg für die außerordentliche Leistungs- und Integrationsfähigkeit gewertet.⁵ Weniger wohlwollend betrachtet, läßt sich diese enorme Anpassungsfähigkeit des ergonomischen Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes aber auch als Paradebeispiel für eine Immunisierungsstrategie gegenüber kritischen Einwänden interpretieren. Imre Lakatos (1974) hat solche Strategien untersucht, die den "harten Kern" eines methodologischen Forschungsprogrammes durch Zugeständnisse und Veränderungen innerhalb des "Schutzgürtels" verteidigen. In diesem Sinne läßt sich die Annahme linearer Ursache- Wirkungs- Beziehungen als "negative Heuristik", d.h. als der unangreifbare theoretische und methodologische Kern des ergonomischen Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes identifizieren. Ohne die Kernannahmen ernsthaft zu gefährden, erlaubt die konkrete Gestalt der Beziehungen zwischen einzelnen Belastungen und Beanspruchungen dagegen als "positive Heuristik" die Einführung einer Vielzahl von "intervenierenden Variablen" zwischen der Belastung als unabhängigem Reiz und der Beanspruchung als abhängiger Reaktion.

In der arbeitswissenschaftlichen Karriere des ergonomischen Belastungs- Beanspruchungs- Konzeptes lassen sich grob betrachtet zwei Phasen unterscheiden (vgl. im folgenden Slesina 1987, S. 41ff. sowie Marstedt und Mergner 1986, S. 22). In seiner ersten Version war das Belastungs- Beanspruchungs- Konzept bis zur Mitte der siebziger Jahre noch als ein einfaches, kausales Reiz- Reaktions- Modell ausgelegt, das lediglich drei Komponenten berücksichtigt hat: Belastung, Person und Beanspruchung. Nach diesem Modell führen *Arbeitsbelastungen* als unabhängige Variablen - vermittelt durch *persönliche Merkmale des Arbeitenden* (intervenierende Variablen) - zu individuellen *Beanspruchungen* als den unabhängigen Variablen (Slesina 1987, S. 42 im Anschluß an Rohmert).⁶ Gegen Ende

5 Vgl. beispielsweise Brandenburg et al. (1991, S. 48), die kritische Bedenken gegenüber dem Belastungs- Beanspruchungs- Konzept zurückweisen und den "Schwarzen Peter" den Defiziten der in der Belastungs- und Beanspruchungsforschung eingesetzten Methoden und Parametern zuschieben; vgl. auch die Versuche von Slesina und v. Ferber (1989), ihren auf eine Erfassung psychosozialer Gesundheitsrisiken ausgerichteten Ansatz in ein "integriertes" Belastungs- Beanspruchungs- Konzept einzubinden.

6 Das einfache, an Reiz- Reaktions- Abläufen orientierte Belastungs- Beanspruchungs- Verständnis vertritt im wesentlichen vier Grundannahmen (vgl. auch Marstedt/Mergner 1986, Slesina 1987): Erstens werden Belastungen als eine - unabhängig von konkreten Arbeitspersonen - von der Arbeitsaufgabe ausgehende Einwirkungskraft verstanden, die objektiv meßbar ist; zweitens verweisen Beanspruchungen auf Belastungswirkungen, die von den Eigenschaften des passiv erduldenen Menschen abhängen; drittens sind Belastungen weitgehend technisch bestimmte Momente des Arbeitssystems, die, nach einzelnen Kom-

der siebziger Jahre erfolgt eine Weiterentwicklung und Ergänzung des einfachen Modells zu einem "erweiterten" Belastungs- Beanspruchungs- Konzept, und zwar einerseits durch die Einbeziehung von Komponenten aus anderen Theorie-traditionen (Mergner/Marstedt 1986, S. 22), andererseits dadurch, daß Arbeitsbelastungen nicht mehr als eine unabhängige Variable begriffen werden, sondern in dem komplexen Zusammenhang betrieblicher "Arbeitssysteme" betrachtet werden (Slesina 1987, S. 43).

Grundsätzlich hat vor allem das Auftauchen zweier "Anomalien" die "negative Heuristik", d.h. den "harten Kern" der theoretischen und methodologischen Leitideen des ergonomischen Forschungsprogramms, bedroht: Zum einen die plausible Annahme, daß das Belastungsgeschehen nicht als eine Addition einzelner Faktoren zu begreifen ist, sondern ein Modell der *Gesamtbelastung* (bzw. Gesamtbeanspruchung) als einer eigenständigen "Ganzheitlichkeit" des Zusammenwirkens verschiedener, bislang aber lediglich isoliert betrachteter Belastungsfaktoren benötigt; zum anderen die zunehmende Beachtung *subjektiver* Einflüsse der von Belastung betroffenen Personen als aktiv Handelnde, die Belastungen nicht nur passiv erdulden, sondern auch aktiv verarbeiten und bewältigen können.

Die Rettung des "harten Kerns" erfolgt hierbei durch eine Umgestaltung im Schutzgürtel positiver Heuristik. Die durch die Voraussagen neuartiger Tatsachen (Ganzheitlichkeit, Subjektivität) "widerlegbare Fassung" des alten Reiz- Reaktions- Modells wird durch partielle Revisionen innerhalb des "degenerierten" Schutzgürtels modifiziert, und zwar durch den Einbau intervenierender Variablen, und wird schließlich durch das Einbeziehen von Theoriebestandteilen anderer Forschungstraditionen von der Ein- zur Mehrfaktorentheorie erweitert.⁷ Gleichzeitig, und dies kann einen mißtrauisch stimmen gegenüber der Reichweite

ponenten zerlegt, in ihrer isolierten Wirkung analysierbar sind; viertens ist der Zusammenhang zwischen Belastung und Beanspruchung als eine Ursache- (bzw. Dosis-)- Wirkungs- Beziehung zu untersuchen, d.h. zwischen einzelnen Belastungsfaktoren und der beanspruchenden Wirkung im menschlichen Organismus besteht eine unmittelbare, unvermittelte Kausalbeziehung.

- 7 Nachvollziehen läßt sich diese partielle Revision beispielsweise bei Rohmert und Rutenfranz (1975), die eine "Resultante aller Belastungsfaktoren" vermuten und die aktive Verarbeitung von Belastungen berücksichtigen wollen, allerdings ohne diese Intentionen im empirischen Teil der Untersuchung einzulösen (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 27). Bei Laurig (1980) taucht erstmals der Begriff "Gesamtbelastung" auf und wie andere Arbeitswissenschaftler versucht auch er, intervenierende Variablen in die Kausalkette einzubauen (Marstedt und Mergner 1986, S. 28ff.): Bei Laurig sind es beispielsweise individuelle "Eigenschaften" wie Alter, Geschlecht, Intelligenz, Größe, sensumotorische Fähigkeiten etc., die zwischen Belastung und Beanspruchung "vermitteln" (Belastung $\hat{=}$ "Eigenschaften" $\hat{=}$ Beanspruchung), bei Rohmert sind es Handlungen (genauer: "Handlungsregulation" und "Handlungsfreiräume"), die in den kausalen Ablauf eingreifen (Belastung $\hat{=}$ "Handlung" $\hat{=}$ Beanspruchung).

dieser Modellkosmetik, wird auf methodischer und wissenschaftspolitischer Ebene versucht, ein Ausufern der beiden Anomalien zu neutralisieren. Die Geltung des Ganzheitlichkeitspostulates wird kurzerhand auf den engen ergonomisch- arbeitsmedizinischen Horizont eingeschränkt, indem einer soziologischen, auf gesellschaftliche Strukturen hin orientierten Betrachtungsweise die Anerkennung als legitime wissenschaftliche Fragestellung verweigert wird (vgl. die Auseinandersetzung um die DFG- Denkschrift 1980), und in methodischer Hinsicht wird jede "Subjektivierung" der objektivistischen Erhebungsverfahren kategorisch abgelehnt.

Der ergonomische Integrationsanspruch, der beispielsweise in dem "integrierten Belastungs- Beanspruchungs- Konzept" von Walter Rohmert (1984) vertreten wird und eine Erfassung körperlicher, informatorischer und psychosozialer Belastungen einschließlich deren kurz- und langfristiger Auswirkungen intendiert, klingt wenig überzeugend, solange ungeklärt bleibt, worin die behaupteten Rückwirkungen der rückkoppelnden "Handlungsregulation" bestehen und wie die psychosoziale Organisation der "aktiven Verarbeitung" von Belastungen überhaupt zu verstehen ist. Auch der ergonomischen Konzeption *at its best* fehlt immer noch ein angemessenes Verständnis menschlicher Subjektivität und Gesellschaftlichkeit, damit die Bezugnahme auf Handlungsspielräume und Handlungsregulationen nicht nur als ein oberflächliches Zugeständnis an die Kritik erscheint.

Im Schatten der "objektiven" Erhebung "quantitativer Belastungsgrößen" (z.B. Gewichte, Häufigkeiten, Lärmwerte, Anzahl zu bedienender Kunden), die auf metrischem Skalenniveau meßbar sind, wirken die übrigen "Belastungsfaktoren" (z.B. Kundenverhalten, Körperhaltung, Betriebsklima), die "lediglich auf topologischem Skalenniveau qualitativ beschreibbar sind" bei Rohmert (1984, S. 198) bemerkenswert unterbelichtet. Ähnliches gilt für die Skalierung subjektiv erlebbarer Beanspruchungen, die neben den "objektiven" Grenzwerten für Dauerleistungen und Schädigungen auffallend blaß erscheinen und wegen der potentiellen willentlichen Beeinflussbarkeit der Ergebnisse auch als vergleichsweise unzuverlässig gewertet werden (vgl. ebd., S. 200).

Ohne eine Bezugnahme auf die subjektive Bewertungs- und Bewältigungspraxis der durch Belastungen beanspruchten Beschäftigten wirken "subjektbezogene Verhaltensvariationen", die auf der Grundlage bestehender Handlungsspielräume aus alternativen Möglichkeiten der Handlungsregulation resultieren sollen, nur wenig überzeugend. Wenn - wie Rohmert zugeben muß - der im vereinfachten Belastungs- Beanspruchungs- Konzept behauptete Ursache- Wirkungs- Zusammenhang zwischen Belastungen und Beanspruchungen "streng genommen nur zur Analyse von Arbeitsvollzügen ohne Handlungsspielraum" gilt (S. 197), dann stellt sich die Frage, ob eine bloße Erweiterung des Modells mittels Intervention behavioristisch interpretierter Handlungsvariablen schon

ausreicht, die kritisierten Mängel zu beheben, oder ob nicht der Anspruch auf eine Integration psychosozialer Dimensionen eine radikale Verabschiedung vom klassischen, behavioristischen Reiz- Reaktions- Schema und dem ihm zugrundeliegenden Subjekt- Objekt- Dualismus verlangt?

Nach meinem Eindruck ist ein grundlegender Perspektivenwechsel in der Erforschung arbeitsbedingter Belastungen und Beanspruchungen erforderlich, um den aktiven Beitrag der Arbeitenden zur psychosozialen Entstehung und Genese riskanter Arbeitsbedingungen deutlich zu machen.

Der klassische Objektivitätsanspruch arbeitsphysiologischer Modelle und Verfahren zur Erforschung und Bewertung von Belastungen und Beanspruchungen beruht im wesentlichen darauf, daß sich zumindest *eine* "Universalie" menschlicher Symbolsysteme - nämlich das Zählen und Messen quantifizierbarer Objektmerkmale - gewissermaßen interkulturell "eichen" läßt. Was dabei allerdings übersehen wird, ist, daß dieses Zählbar- Machen den Forschungsgegenstand keineswegs in seiner unberührten Objekthaftigkeit beläßt, wie dies naturalistische und substanzialistische Konzepte implizit unterstellen. Die ausschließliche Orientierung an zähl- und meßbaren Eigenschaften ist als ein Akt der symbolischen Konstruktion von Wirklichkeit zu verstehen, durch den die quantifizierbaren Eigenschaften hervorgehoben werden, bei gleichzeitiger Ausblendung oder Umbildung jener Merkmale, die sich der quantifizierenden Beobachtung vorerst gänzlich entziehen oder ihr zumindest einen gewissen Widerstand entgegenzusetzen. Ich denke hierbei zunächst vorrangig an die emotionalen Dimensionen von Belastungen und Beanspruchungen, die bislang in der arbeitswissenschaftlichen Belastungsforschung weitgehend ausgeblendet bleiben, weil, so meine These, deren Quantifizierung sich als außerordentlich schwierig gestaltet.⁸

Die Stärke quantifizierender Forschungsmethodologien, soweit es sich um diskrete Merkmale handelt, die der Zähl- und Meßbarkeit ohne größeren Wirklichkeitsverlust zugänglich sind und über deren Bedeutung diskursiv eine interkulturelle Einigung erzielt werden kann, erweist sich jedoch dort als eine Schwäche, wo die quantifizierbaren Aspekte arbeitsbedingter Belastungen überbewertet oder sogar als einzig brauchbare wissenschaftliche Grundlage "objektiver" Forschungsleistungen unterstellt werden. Sobald sich die Meßgrundlagen nicht mehr auf "evidente" Merkmale beziehen können, die von "jedermann" beobachtbar und deshalb jederzeit nachzählbar sind, sondern allein auf einer statistisch erzeugten Übereinstimmung zwischen Expertenurteilen ("ratings") auf verschiedenen Skalenniveaus beruhen, droht der naturwissenschaftliche Objektivitätsanspruch einen Mythos von Wissenschaftlichkeit zu erzeugen, mit dem die Arbeitswissenschaft ihre symbolische Gewalt gegenüber konkurrierenden Wissensformen aus der Arbeitspraxis zu sichern sucht.

8 Selbst zahlenmäßig erfaßbare Parameter unterliegen einem latenten Validierungsproblem, sofern sich die Messungen nicht an dem "subjektiven" Bedeutungswechsel orientieren, der durch die "Ambivalenz" gegeben ist, mit der viele Menschen ihrer Arbeit variierend begegnen.

Meßbarkeit allein ist aber kein geeignetes Kriterium für die Auswahl von Belastungs- und Beanspruchungsindikatoren.⁹ Selbst die Schädigungs- bzw. Dauerleistungsgrenzen, mit denen arbeitswissenschaftliche Forschungsmodelle üblicherweise operieren und für die es im Bereich psychosozialer Belastungen bislang kein vergleichbares Äquivalent gibt, sind genaugenommen keine objektivierbaren Größen, die auf Expertenratings verzichten könnten.¹⁰ Ergonomische Verfahren zur Beurteilung arbeitsbedingter Belastungen bei körperlichen Tätigkeiten konstruieren oft mehrstufige Skalen mit einer ungeraden Anzahl von Merkmalsausprägungen, damit aus der Überschreitung eines bestimmten Schwellenwertes (meist entweder der Mittelwert bzw. der Median) eine Grenzüberschreitung hin zur potentiellen Schädigung oder zum Unzumutbaren abgelesen werden kann (vgl. z.B. siebenstufige Bewertungsskalen, bei der jede Ausprägung über den Wert "4" hinaus als Indikator für eine notwendige Änderung der Arbeitsbedingungen interpretiert wird).¹¹

Die wissenschaftliche *Setzung* von "objektiven" Grenzwerten entbehrt allerdings nicht einer gewissen "Magie", mit der die Objektivität gewissermaßen in der "goldenen Mitte" aller skalierten Expertenurteile (abzüglich der statistischen "Ausreißer") gesucht wird. Das Rating-Skalierungsverfahren betreibt eine Bewertung, die auf der statistischen Mittelung abweichender Expertenurteile beruht. Was macht uns eigentlich so sicher, daß die Wahrheit immer in der Mitte liegt oder im Zentrum der meisten Nennungen zu suchen ist - und nicht etwa einmal bei einem "Ausrutscher" zu finden ist, dessen Selektion vielleicht angemessener ist und dessen Bewertungsverfahren vielleicht zuverlässiger und valider als das der Mehrheit ist? Wenn man die wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen über die Festlegung von exakten Grenzwerten bei toxischen Stoffen verfolgt, deren schädigende Wirkung auf den menschlichen Organismus doch im Vergleich zu anderen Einwirkungen eigentlich noch relativ leicht nachzuweisen ist, so können einem schon gewichtige Zweifel kommen, ob die Grenzwertdefinition tatsächlich nach rein wissenschaftlichen, "objektiven" Kriterien geschieht.¹²

Werden die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Erkenntnis ausgeblendet, so kann die Arbeitswissenschaft leicht in eine stille Komplizenschaft mit den Mäch-

-
- 9 Selbst auf dem sicheren Terrain arbeitsphysiologischer Beanspruchungsforschung scheint sich mittlerweile bei einigen Arbeitswissenschaftlern (z.B. Strasser 1982) die Überzeugung durchzusetzen, daß selbst dort, wo es um physikalisch meßbare Lärmgrößen geht, die linearen Modelle der Naturwissenschaften nicht geeignet sind, um die zutiefst biologischen, psychophysischen Vorgänge zu charakterisieren, die mit der belastenden und beanspruchenden Wirkung von "Lärm" verbunden sind.
 - 10 Die Unterschiede der Wertmaßstäbe scheinen mir nicht in der vermeintlichen "Objektivität" ihrer Erzeugung zu liegen, sondern eher in den Unterschieden disziplinspezifischer Traditionen, sich auf gemeinsame Grenzwerte und die entsprechenden Verfahren zu ihrer Erhebung einigen zu können.
 - 11 Die Magie der Metrik erlaubt selbstverständlich auch hier weitere Abstufungen und *Grenzsetzungen*. Ähnliche Vorgehensweisen gibt es auch bei arbeitspsychologischen Analyseverfahren, z.B. bei VERA/RHIA (die Werte unterhalb von "Stufe 3" werden hier als ein nicht befriedigendes Regulationsniveau gedeutet).
 - 12 Begründete Zweifel sind nach meinem Eindruck besonders bei den Folgen radioaktiver Kontamination angebracht, wie die recht willkürlich anmutenden Änderungen in der Grenzwertdefinition im Gefolge der Katastrophe von Tschernobyl zeigen.

tigen geraten, sofern sich die Reduzierung der Vielfalt belastungs- und beanspruchungsrelevanter Dimensionen auf die quantifizierbaren Merkmale als ein Akt symbolischer Gewalt auswirkt. Die Anforderungen aus der betrieblichen Praxis, "gesicherte arbeitswissenschaftliche Erkenntnisse" für die menschengerechte Gestaltung der Arbeit zu liefern (vgl. z.B. § 90 und § 91 des Betriebsverfassungsgesetzes), werden auf seiten der Arbeitswissenschaften üblicherweise mit dem Einsatz objektivistischer Forschungsansätze beantwortet. Das wissenschaftliche Maß des Menschen scheint in besonderer Weise dazu geeignet, praktische menschliche Maßstäbe (zumal, wenn sie sich nicht so leicht quantifizieren lassen) als "subjektive" Eindrücke, Meinungen und Empfindungen aus dem Kanon anerkannter, "gesicherter" Erkenntnisse auszuschließen. Meßbarkeit als Anforderung an die Legitimität der formulierten arbeitspolitischen Ansprüche verlangt aber eine Diskurskompetenz, sich am Spiel der Zahlen beteiligen zu können, d.h. es zwingt die Kontrahenten, ihr Gestaltungsinteresse in meßbare Dimensionen und Indikatoren zu transformieren - oder aber einen Verlust der Legitimität ihrer Forderungen zu riskieren.

Die arbeitsphysiologische Konstruktion des individuellen menschlichen Körpers unterliegt jedoch einem substanzialistischen Fehlschluß, sofern sie die wirkliche, lebendige Körperlichkeit der Menschen auf die Summe der physiologischen Reaktionen auf kontrollierte äußere (Meß)Reizungen reduziert. Wie haltlos diese vorschnelle Substanzialisierung eigentlich ist, zeigt sich, sobald man die zugrundeliegenden Prämissen über mögliche Konstanten hinterfragt und selbst zum Thema von methodologischen Reflexionen und bewußten Entscheidungen macht. Ein möglicher Irrtum rein physiologischer Meßinstrumentarien liegt z.B. darin begründet, daß die *Auswahl* der Versuchspersonen in den meisten Fällen lediglich einem eher beiläufigen statistischen Sampling folgt. Methodisch betrachtet ist dies einwandfrei, allerdings nur unter einer Prämisse: Die Grundgesamtheit muß bekannt sein und jedes Individuum muß prinzipiell die gleichen (theoretischen) Chancen haben, in das Sample ausgewählt zu werden. Diese meist stillschweigenden Voraussetzungen haben jedoch näher betrachtet einen Haken: Nach welchen Kriterien bestimme ich die Grundgesamtheit? Überlasse ich die Auswahl der untersuchten Personen dem Zufall, dann unterstelle ich gewissermaßen eine "natürliche Auslese" aller Individuen, durch die tatsächlich *alle* Menschen einer gesellschaftlichen Gesamtpopulation ungeachtet ihrer Eigenarten und Besonderheiten die *gleiche* Chance haben, an den von mir untersuchten Arbeitsplätzen eine bestimmte Arbeit in einem spezifischen Beruf zu verrichten und von mir beobachtet, untersucht oder befragt zu werden. Alles, was wir bisher über *soziale Prozesse der "Selektion" und "Schließung"* bei der persönlichen Wahl und sozialen Zuweisung von Berufen oder beim Berufswechsel wissen, ist, daß diese Annahme universeller Chancengleichheit nicht ohne weiteres zutrifft (vgl. z.B. Beck und Brater 1978; Beck et al. 1980, S. 43ff., 61ff.).

"Wie aus den qualitativen Interviews hervorgeht, wird von den jungen Fahrern die Tätigkeit nicht so sehr als lebenslanger Erwerb, sondern vielmehr als Übergangsphase betrachtet (...). Berufliche Selektionsprozesse führen im weiteren Verlauf dazu, daß der Fahrerkreis mit geringer beruflicher Zufriedenheit oder fehlenden Eigenschaften und Fähigkeiten (einschließlich gesundheitlicher Konstitution) zunehmend das Tätigkeitsfeld verläßt. Übrig bleibt die Gruppe von Fahrern, die den beruflichen Herausforderungen der Tätigkeit gewachsen ist und die persönlichen Bedürfnisse, Interessen sowie Verhaltenspotentiale im persönlichen Umfeld damit in Einklang bringen konnte" (Schäfer und Steininger 1989, S. 95; vgl. S. 86, 90f.).

Am Beispiel deutscher und französischer LKW- Fahrer zeigt sich, daß die Individuen, die aufgrund ihrer Fernfahrertätigkeit leibhaftig für das Sampling einer physiologischen Arbeitsanalyse zur Verfügung stehen, keineswegs nach zufälligen oder natürlichen Auswahlkriterien in den Beruf des Fernfahrers hineingeraten sind. Patrick Hamelin macht auf der Grundlage seiner empirischen Erhebungen am *Institut National de Recherche sur les Transports et leur Sécurité (INRETS)* auf die vielfältigen Mechanismen einer "sozialen Selektion" unter jenen französischen LKW- Fahrern aufmerksam, die einen großen Teil ihres Berufslebens mit Fernfahren verbringen (1989a/b und 1987a/b):

"These movements of individuals bring forward a 'social mechanism of selection' of the population of drivers spending a large part of their professional life in these business. The ones who stay in Transportation Branch are particularly 'selected'!

Working feature as movements of individuals out of this sort of job or toward better working conditions describe two different populations of drivers, of whom characteristics can be resumed in their belonging in the two bigger Branches: Transportation and other Branches" (Hamelin 1987a, S. 8).

Wie Hamelin zeigen kann, erfolgt diese soziale Auslese der französischen Fernfahrer im Gütertransportgewerbe in einem außergewöhnlich hohen Maß (lediglich ein Viertel der LKW- Fahrer verläßt den Transportsektor und das bereits in den ersten drei Jahren ihrer Berufstätigkeit dort, vgl. 1989a, S. 121). Aufgrund der Unterschiede in Dauer und Umfang der im Verlaufe einer beruflichen Biographie "erfahrenen" Belastungen und Beanspruchungen beeinflußt die soziale Selektion und berufliche Mobilität somit das Ausmaß arbeits- und berufsbedingter Risiken. Die allzu unbekümmerte Auswahl einer geeigneten Untersuchungspopulation kann unter Umständen weitreichende Konsequenzen haben für systematische Verzerrungen.

Die randomisierte Auswahl von Probanden folgt somit genau genommen keinem strengen Zufallsprinzip, da in den branchenbedingten Unterschieden bei der Organisation des Arbeitsprozesses und in den sozialen Selektionsmechanismen beruflicher Karrieremuster ökonomische und soziale Bedingungen wirksam werden, die - in der Sprache der Variablenforschung - zumindest als "intervenierende" Variablen selbst in die Erhebung physiologischer Parameter systematisch einzubeziehen sind. Festzuhalten bleibt somit, daß die (sozialökologische) Validität physiologischer Analysen der beruflichen Karrieremuster und Mobilität

innerhalb der Untersuchungsgruppe abhängen kann. Die soziale Auslese, mittels derer sich die Grundgesamtheit der Fernfahrer zu einer "Kollegenschaft" formiert, ist somit als eine wesentliche Randbedingung für die Arbeitssicherheit zu berücksichtigen, da sie die Spannweite der objektiven Möglichkeiten der Bewältigung beruflicher Risiken entscheidend mitbestimmt (vgl. Kapitel 5.2).

Aber schon Max Weber hat vor den Tücken gewarnt, den Begriff der Auslese einfach auf soziale Beziehungen zu übertragen (1980, S. 21): Eine bestimmte Art von menschlichem Handeln kann zwar durch eine andere im Lauf der Zeit *verdrängt* werden, sobald sich menschliches Handeln *bewußt* darauf richtet oder der ungewollte Nebenerfolg des Ablaufs sozialen Handelns dies bewirkt. Die "Auslese" sozialer Beziehungen aber ist zu unterscheiden von der "Auslese der Menschentypen" (ebd., vgl. S. 22). Weber hat sich in diesem Zusammenhang wohl in erster Linie gegen eine Substanzialisierung gewendet, die nach der *generellen* Angepaßtheit sozialer Beziehungen fragt, indem sie die Auslese und den (Konkurrenz-)Kampf der Einzelnen um Lebens- und Überlebenschancen vernachlässigt gegenüber dem "Kampf" und der "Auslese" sozialer *Beziehungen*. "Soziale Auslese' bedeutet vielmehr zunächst nur: daß bestimmte Typen des Sichverhaltens und also, eventuell, der persönlichen Qualitäten, bevorzugt sind in der Möglichkeit der Gewinnung einer bestimmten sozialen *Beziehung* (als 'Geliebter', 'Ehemann', 'Abgeordneter', 'Beamter', 'Bauleiter', 'Generaldirektor', 'erfolgreicher Unternehmer' usw.)" (S. 20).¹³

"Der heutige, zur Herrschaft im Wirtschaftsleben gelangte Kapitalismus also erzieht und schafft sich im Wege der ökonomischen *Auslese* die Wirtschaftssubjekte - Unternehmer und Arbeiter -, deren er bedarf. Allein gerade hier kann man die Schranken des 'Auslese'-Begriffes als Mittel der Erklärung historischer Erscheinungen mit Händen greifen. Damit jene der Eigenart des Kapitalismus angepaßte Art der Lebensführung und Berufsauffassung 'ausgelesen' werden, d.h. über andere den Sieg davontragen konnte, mußte sie offenbar zunächst *entstanden* sein, und zwar nicht in einzelnen isolierten Individuen, sondern als eine Anschauungsweise, die von *Menschengruppen* getragen wurde. Diese Entstehung ist also das eigentlich zu Erklärende" (Weber 1981, S. 45f.; zur Entstehung sozialer Innovationen vgl. die für Webers Theorie sozialen Wandels wesentlichen Textstellen in "Wirtschaft und Gesellschaft" 1980, S. 187- 192 und 441- 443).

Auch wenn man nicht unbedingt verrückt sein muß, um Fernfahrer werden zu können, so bedarf es doch besonderer Qualitäten, um die üblichen Anforderungen an die Arbeitsleistung eines Berufskraftfahrers wie an die entsprechende

13 Diese Textpassage ist etwas mißverständlich formuliert. Wie aus anderen Stellen hervorgeht (vgl. 1980, S. 21f.), möchte Max Weber die "Typen des Sichverhaltens" eng an entsprechende Menschentypen angebunden wissen, d.h. es handelt sich hierbei gerade nicht um spezifische Handlungstypen beliebiger Individuen. Der Auslesebegriff bleibt an die Zurechnung der Lebens- und Überlebenschancen einzelner Menschen geknüpft, nicht an die "Überlebenschance" von Handlungstypen!

Lebensführung, die mit diesem Beruf verbunden ist, erfüllen zu können. Würde sich der analytische Blick allein auf die Auslese von Handlungstypen beschränken, ohne dabei die soziale Auslese der zu diesen Handlungen fähigen und willigen Menschen zu berücksichtigen, gingen die Vorzüge einer sozialökologischen Betrachtungsweise geradezu verloren. Es kommt also nicht darauf an, die raum- zeitliche Stabilität relativ abstrakter, von den lebenden Menschen isolierten Handlungsmuster nachzuvollziehen, sondern vielmehr darum, die Beziehung der Handlungsmuster zu den miteinander konkurrierenden Menschentypen zu klären, d.h. deren Verhältnis zu spezifischen Menschengruppen. Nur solange der Fokus der Betrachtung auf der Zurechnung der sozialen Phänomene auf tatsächlich handelnde, lebendige Menschen ruht, läßt sich die enorme Dynamik der sozialen Welt auch theoretisch einfangen.

Auf dem akademischen Feld wissenschaftlicher Reputation sahen sich die Sozialwissenschaften häufig dazu veranlaßt, den Legitimitätsanspruch ihrer theoretischen Erkenntnisse und methodischen Verfahrensweisen gegenüber den Natur- und Ingenieurwissenschaften zu verteidigen (vgl. beispielsweise die Auseinandersetzung zwischen Ergonomen, Arbeitsmedizinern und Sozialwissenschaftlern um die DFG- Denkschrift 1980). Anstelle unfruchtbarer Konfrontationen ist ein Perspektivenwechsel bei der Erforschung arbeitsbedingter Belastungen und Beanspruchungen erforderlich, der eine umfassendere Sichtweise der Entstehung und Veränderung arbeitsbedingter Risiken gestattet. Im folgenden Kapitel soll ein möglicher konstruktiver Beitrag deutlich gemacht werden, der von der Soziologie für eine Integration arbeitswissenschaftlicher Forschungsansätze zu erwarten ist.

3.2 Bewertung, Bewältigung und Billigung: Überlegungen zur sozialen Genese arbeitsbedingter Belastungen und Beanspruchungen

"Reize existieren für die Praxis nicht in ihrer objektiven Wahrheit als *bedingte und konventionelle* Auslöser, da sie nur wirken, wenn sie auf Handelnde treffen, die darauf konditioniert sind, sie zu *erkennen*" (Bourdieu 1987, S. 99).

Während das Reiz- Reaktions- Modell des Behaviorismus den Zweck verfolgt hat, alle nicht beobachtbaren Phänomene aus dem Kanon legitimer Forschungsgegenstände auszugrenzen, haben sich Soziologie und Sozialpsychologie darum bemüht, die soziale und symbolisch- kulturelle Konstruiertheit des Verhältnisses zwischen Reizen und Reaktionen aufzudecken. Dabei wird der objektivistische Bezugsrahmen der behavioristischen Verhaltenstheorie vor allem dort überwunden, wo auf der Grundlage soziokultureller Symbolik gesellschaftliche Konditionierungen aufgespürt werden, wie etwa in der Habitus- Feld- Theorie von

Pierre Bourdieu (1987), oder in der Theorie des symbolischen Interaktionismus, wo eine "Selbstkonditionierung des Organismus auf zukünftige Reize hin" es ermöglicht, "sich selbst durch Symbole die Folgen gewisser Reaktionsweisen auf solche Reize aufzuzeigen" (Charles W. Morris [1934] in der Einleitung zu G.H. Mead 1973, S. 21).

Der objektivistisch beschränkte Blick auf die Beziehungen zwischen Körper und Gesellschaft vernachlässigt, "daß die gesellschaftlichen Determinierungen niemals den Körper in unmittelbarer Weise durch direktes Einwirken auf die biologischen Gegebenheiten informieren, sondern über das kulturelle System übertragen werden, das sie in Regeln, Verpflichtungen, Verbote, in Widerwillen oder Wünsche, in Neigungen und in Abneigungen rückübersetzt und transformiert" (Boltanski 1976, S. 144). Ein Perspektivenwechsel in der Belastungsforschung bedeutet in diesem Zusammenhang zweierlei. *Erstens* muß eine irreführende Gegenüberstellung von "objektiven" Belastungswirkungen und "subjektiven" Beanspruchungsreaktionen vermieden werden. Das Belastungs- und Beanspruchungsgeschehen ist als ein *(bio)psychosozialer Prozeß* zu begreifen, der keiner linearen Ursache- Wirkungs- Kette zwischen "unabhängigen", "intervenierenden" und "abhängigen" Variablen, sondern einer wechselseitigen Verursachung und Einwirkung folgt. Das Prozeßgeschehen ist darüber hinaus nicht unabhängig von menschlichen Handlungsweisen. Es ist durch die *Bewertung* von Un- Sicherheiten und Gefahren, Chancen und Risiken geprägt, d.h. durch die Festlegung schützenswerter Güter und potentieller Bedrohungen, durch Versuche der *Bewältigung* von Gefahren und Risiken beeinflusst, in denen erfolgversprechende Maßnahmen gegen die (an)erkannten Bedrohungen eingegrenzt werden sowie schließlich durch Vorgänge der *Billigung* ("Akzeptanz") sogenannter "Restrisiken" geprägt, die vorerst keiner "sinnvollen" Bewältigungsmaßnahme zuführbar sind. *Zweitens* muß die (psychosoziale) Entstehung und Genese von Belastungen selbst zum Gegenstand der Forschung gemacht werden.

Die traditionelle Gegenüberstellung von Belastung und Beanspruchung hat dazu beigetragen, das praktische Zusammenspiel zwischen objektiven Arbeitsbedingungen und arbeitenden Subjekten zu vernachlässigen. Ein Grund für die Ausblendung der "Subjekt- Objekt- Dialektik" liegt sicherlich darin, daß ein integriertes arbeitswissenschaftliches Forschungsprogramm eine Überschreitung der Grenzen zwischen natur- und sozialwissenschaftlichen Domänen erforderlich macht. Meine Annahme ist, daß sich Interdisziplinarität zwischen den beiden wissenschaftlichen "Kulturen" (Snow) immer dann relativ einfach herstellen läßt, sobald sich die Grenzgänger auf ein gemeinsames methodologisches Leitprogramm einigen können. Auf der einen Seite haben die theoretischen und methodologischen Analogien zwischen dem naturwissenschaftlich- medizinischen Kausalmodell (Ursache- bzw. Dosis- Wirkungs- Linearität) und dem behavioristischen Stimulus- Response- Modell die Zusammenarbeit der natur- und inge-

neurwissenschaftlich ausgerichteten Ergonomie und Arbeitsmedizin mit behavioristisch orientierten Verhaltenswissenschaften erleichtert. Auf der anderen Seite können "phänomenologische" Belastungs- und Beanspruchungs- Konzepte an psychosomatische Krankheitsbilder anschließen, bei denen die aktive Beteiligung der Betroffenen eine wesentliche Komponente der Entstehung pathogener Reaktionen ist.

Die bloße Umkehrung der Kausalitätsrichtung von den objektiven Bedingungen hin zu subjektiven Realitätskonstruktionen aber begründet an sich noch keinen übergreifenden, integrativen Standpunkt. "Sozialphänomenologische" Belastungs- Beanspruchungs- Konzepte verirren sich in einem Dickicht (inter)subjektiver Belastungsvorstellungen, solange der Prozeß der sozialen Erzeugung der *Bedeutungen* im Dunkeln bleibt, die den erlebten Belastungen und Beanspruchungen subjekt- und situationsspezifisch von den Akteuren zugeschrieben werden. Ausgeblendet bleiben hier jene Belastungskomponenten, die von den Betroffenen nicht unmittelbar *sinnlich* erfahren und kommunikativ vermittelt werden können. Dies betrifft vor allem die Spät- und Nebenfolgen von Belastungen, die sich allenfalls mittels aufwendiger sozialepidemiologischer Erhebungsverfahren (re)- konstruieren lassen oder überhaupt nur mittels wissenschaftlicher Methoden sichtbar gemacht werden können. Prozesse beruflicher Mobilität durchkreuzen darüber hinaus die äußerst schwierige Identifizierung kausaler Zusammenhänge zwischen beruflichen Belastungen und der Genese arbeitsbedingter Erkrankungen. Neben den Schranken des "diskursiven Bewußtseins" (Giddens) leiden sozialphänomenologische Ansätze auch daran, die "materielle" organische Seite der verkörperten Beanspruchungen nicht befriedigend von den lediglich als "Beanspruchung" *wahrgenommenen* Beanspruchungsmerkmalen zu trennen. Damit werden arbeitsbedingte Beanspruchungen aber *nur* auf der Ebene von "Sinnverhältnissen" (Bourdieu) erfaßt, ohne eine Bezugnahme auf die organisch gebundenen psychophysischen Abläufe im Körper der Arbeitenden.

Eine Veränderung der theoretischen und methodologischen Perspektiven in der Belastungs- und Beanspruchungsforschung hat die menschliche Arbeitstätigkeit als eine gesellschaftliche "Praxis" zu begreifen, statt sie entweder als bloßes "Objekt" zu behandeln oder lediglich auf eine *"gelebte Erfahrung"* zu reduzieren, "die durch reflektive Zuwendung erfaßbar sein soll" (Bourdieu 1979, S. 143). Viele Versuche, einen Ausweg aus dem Dilemma des Objekt- Subjekt- Dualismus zu finden, haben sich an dem von Marx und Engels (MEW 3) formulierten *Praxiskonzept* orientiert. In der marxistischen Psychologie sind hier die Beiträge von Rubinstein (1966) und die sogenannte "kulturhistorische Schule" zu nennen, in der ein Konzept "gegenständlicher Tätigkeit" (vgl. Leontjew 1979, S. 75ff.) entwickelt worden ist, das wichtige Impulse für die Herausbildung einer tätigkeitsorientierten Arbeitspsychologie geliefert hat (vgl. z.B. Volpert 1980, Hacker 1986, Frieling u. Sonntag 1987, S. 37ff.). In der Soziologie lassen sich vor allem die Beiträge von Pierre Bourdieu (z.B. "Entwurf einer Theorie der Praxis"

1979, S. 137ff. sowie 1987, S. 97ff.), von Paul Willis (1981, 1982) sowie teilweise auch von Anthony Giddens (1988) als ein Versuch interpretieren, die *Reproduktion der gesellschaftlichen Praxis* (sozial-)theoretisch und forschungsstrategisch zu operationalisieren.¹⁴

"Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus (...) ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des *Objekts* oder der *Anschauung* gefaßt wird; nicht aber als *menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis*, nicht subjektiv. Daher geschah es, daß die *tätige Seite* (...) vom Idealismus entwickelt wurde - aber nur abstrakt, da der Idealismus natürlich die wirkliche, sinnliche Tätigkeit als solche nicht kennt. Feuerbach will sinnliche, von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte; aber er faßt die menschliche Tätigkeit selbst nicht als *gegenständliche Tätigkeit*" (Marx: Thesen über Feuerbach, in der von Engels 1988 veröffentlichten Version, MEW 3, S. 533).

Mit dem Praxisbegriff wird das Denken (als "innere", psychische Tätigkeit) zunächst von der - die äußere (und innere) Welt erhaltenden oder verändernden - "sinnlichen *Aktion, Praxis, und realen Tätigkeit*" (vgl. MEW 3, S. 536) unterschieden und die menschliche "Sinnlichkeit" als "praktische Tätigkeit" (MEW 3, S. 535) begriffen. Mit der *Sinnlichkeit* kommt zugleich die Gegenständlichkeit und Wirksamkeit des menschlichen Ansinnens ins Spiel, ein Begehren oder Streben, das eine bestimmte Richtung nimmt, *auf etwas gerichtet* ist (vgl. Duden "Etymologie" 1989, S. 675). Durch den Gegenstandsbezug ist die *Sinnlichkeit* auf das dem subjektiven Wollen "Entgegenstehende" (ebd., S. 223) ausgerichtet, auf die praktischen Notwendigkeiten, Zwänge und Chancen, deren

14 Anders als Bourdieu oder Willis hat Giddens den Praxisbegriff gewissermaßen zurechtgestutzt auf ein Konzept sozialer Handlungspraktiken *ohne gesellschaftliche Praxis*. Giddens interpretiert die "Ontologie von Raum und Zeit" zwar als ein "konstitutives Prinzip sozialer Praktiken", orientiert sich hierbei aber nicht am Marxschen Praxisverständnis, sondern an der phänomenologisch gefärbten Vorstellung einer "*durée*" des Alltagslebens, das durch *Routinisierung* zu einem "kontinuierlichen Verhaltensstrom" wird (vgl. 1988, S. 53, 59, 88f.). Giddens unterschätzt die *gegenständliche* Seite menschlicher Tätigkeiten und stützt sich dort auf ein soziologisch zweifelhaftes Konzept ("grundlegendes Sicherheitssystem", "Ur"-Phänomen der "Seinsgewißheit" vgl. S. 92, 100ff., 111ff., 112, 118), wo es eigentlich darauf ankommt, die Verbindung zwischen der Kontinuität der äußeren Welt der Institutionen und der die persönliche Seinsgewißheit stiftenden "*durée*" des Alltagslebens soziologisch zu begründen. In der sozialen Praxis "existiert" keine beliebige "*durée*" des Alltagslebens, genausowenig wie es eine Kontinuität der Welt oder des Selbst *an sich* geben kann. Es handelt sich immer um eine spezifische Praxis, in die *mein* Leben, *meine* Welt- (konstruktion) und *mein* Selbst eingebunden sind. Mein praktisches Leben ist auf eine spezifische Art und Weise materiell und symbolisch ausgestattet, und dieses "Mein" ist an ein lebensgeschichtlich gewordenen "Ich" gebunden, dessen biographisches Werden nicht irgendeinen Raum und irgendeine Zeit "durchflossen" hat, sondern einen bestimmten, historischen und (für mich durch meine soziale Position strukturierten) gesellschaftlichen Raum- Zeit- Zusammenhang.

Dringlichkeiten sich nur dem erschließen, der die von den praktischen Nöten distanzierte Position des Zuschauers verläßt und sich in ein praktisches Verhältnis zur Welt begibt (vgl. Bourdieu 1987, S. 97).

In einer Auseinandersetzung mit dem "zweigliedrigen" Stimulus- Response-Schema des Behaviorismus hat Alexej N. Leontjew (1979, S. 75ff.) gezeigt, daß sich mit der Annahme einer bloßen "Rückkopplung" als Rückwirkung von der Reaktions- auf die Reizvariable das "Postulat der Unmittelbarkeit" zwischen der Einwirkung des Objekts und der Veränderung der fließenden Zustände des Subjekts nicht überwinden läßt (ebd., S. 81f.). Erst die Einbeziehung der *gegenständlichen Tätigkeit* des Subjekts als Medium der wechselseitigen Übergänge zwischen den beiden "Polen" Subjekt und Objekt, erlaubt es, das zweigliedrige Schema durch ein echtes dreigliedriges Modell zu ersetzen.¹⁵

"Jede Tätigkeit hat eine Ringstruktur: *Ausgangsaffferenz 6 effektorische Prozesse, die die Kontakte mit der gegenständlichen Umwelt realisieren 6 Korrektur und Bereicherung des ursprünglichen Affferenzabbildes durch Rückkopplungen*" (Leontjew 1979, S. 87).

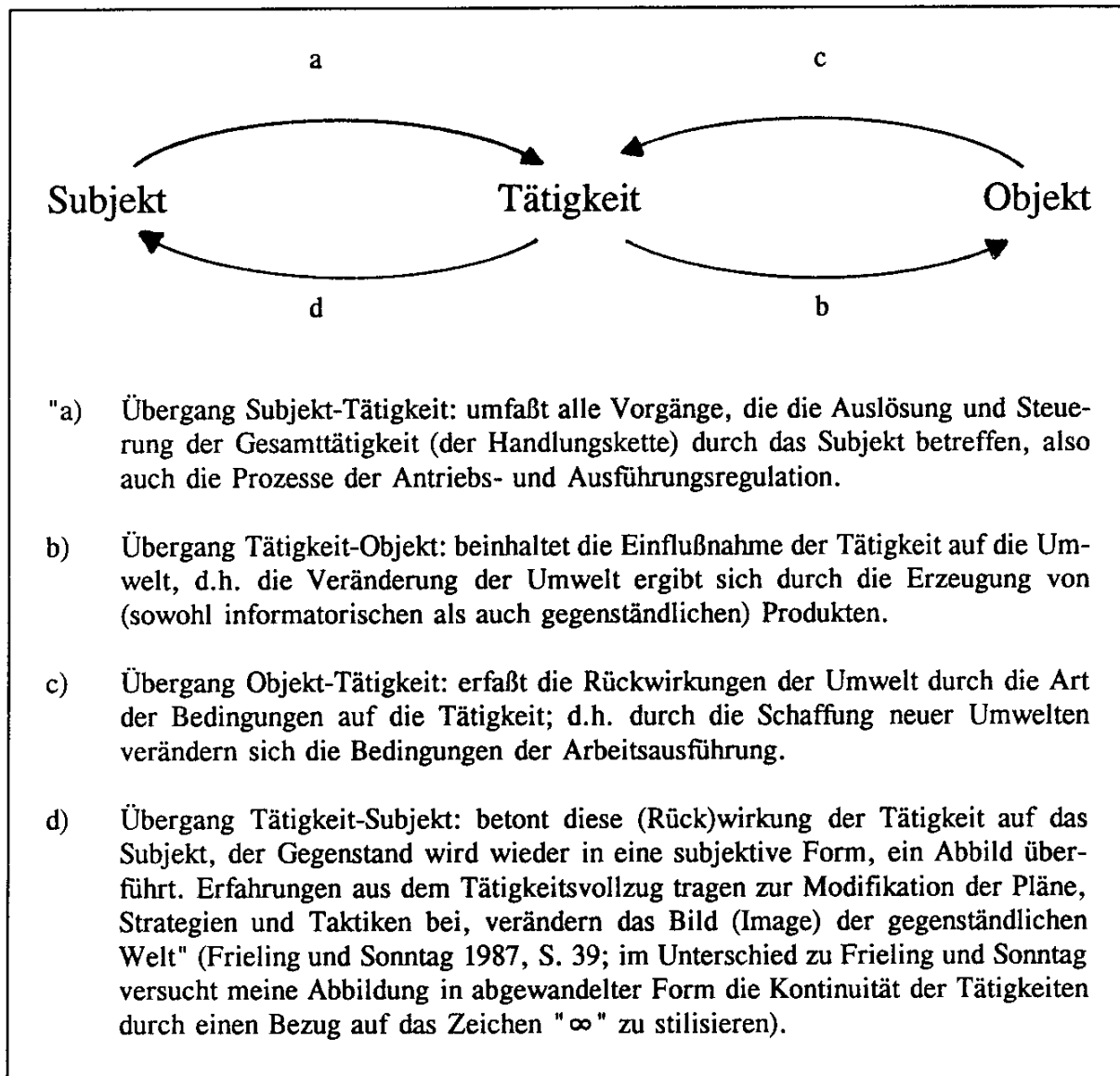
Auf welche Weise vermittelt die menschliche Tätigkeit die Wechselwirkungs- und Austauschprozesse zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt?

Die entscheidende Überlegung ist hierbei, daß die "psychische Widerspiegelung der gegenständlichen Welt nicht unmittelbar durch äußere Einwirkungen (einschließlich der 'Rückwirkungen') hervorgerufen wird, sondern durch diejenigen Prozesse, in denen das Subjekt aktiv seine praktischen Kontakte mit der gegenständlichen Welt aufnimmt und gestaltet, Prozesse, die daher notwendigerweise den vom Wollen des einzelnen relativ unabhängigen Eigenschaften, Zusammenhängen und Beziehungen der Außenwelt unterworfen sind. Dies bedeutet, daß primär der Gegenstand selbst der 'Afferentator' ist, der die Tätigkeitsprozesse steuert, während sein Abbild als das subjektive Produkt der Tätigkeit, welches ihren gegenständlichen Inhalt fixiert, stabilisiert und in sich trägt, nur sekundär ist" (Leontjew 1979, S. 87).

Das "psychische Abbild" ist nicht als eine bloß passive "Widerspiegelung" zu verstehen; es wird, soweit es auf die äußere Realität bezogen ist, gewissermaßen aus dieser Realität "geschöpft" (vgl. ebd., S. 127). Genau betrachtet, handelt es sich um einen zweifachen Übergang innerhalb des Systems einander ablösender innerer und äußerer Tätigkeiten (vgl. ebd., S. 83, 88): Der Übergang erfolgt dabei (1) *vom Gegenstand zum Tätigkeitsprozeß* und (2) *von der Tätigkeit zu ihrem subjektiven Produkt*, wobei die Vergegenständlichung des Tätigkeitsprozesses vor allem auch in der Transformation des "objektiven" Produktes deutlich wird.

15 Die Einführung "intervenierender Variablen" (z.B. ausgewählter "Eigenschaften") zwischen Reiz und Reaktion oder die Umkehrung der Wirkungsrichtung infolge von Rückkopplungen ändert nichts an der Zweigliedrigkeit des Schemas. Als "Mittelglied" ist die gegenständliche Tätigkeit des Menschen keine Reaktion, sondern ein "System mit eigener Struktur, mit eigenen inneren Übergängen und Umwandlungen sowie mit eigener Entwicklung" (Leontjew 1979, S. 83).

Abb. 10: Die "Ringstruktur" der Tätigkeit nach Leontjew (1979)



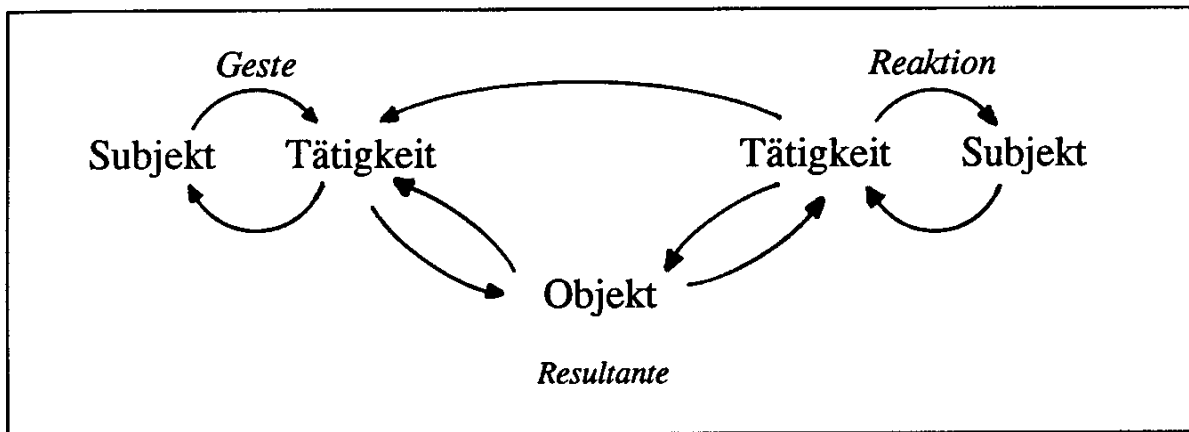
Die "Ringstruktur" menschlicher Tätigkeit läßt sich mittels der vier miteinander verschränkten Seiten eines "doppelten" Überganges zwischen Subjekt und Objekt zu einem Bild visualisieren (vgl. Abb. 10).

Die (von Menschen geschaffene) gegenständliche Wirklichkeit ist dabei ebenso wie die subjektive Realität ein Resultat der Wechselbeziehungen von äußeren und inneren Tätigkeiten der Subjekte.¹⁶ Die Herausbildung der psychischen Ebene

16 Der Tätigkeitsbegriff wird von Leontjew auf eine sehr weit gefaßte, universelle Weise verstanden als eine "Gesamtheit innerer (geistig-mentaler) und äußerer (praktischer, gegenstandsbezogener) Prozesse, die einem bestimmten Motiv, einem Gegenstand zu- bzw. untergeordnet sind" (Frieling und Sonntag 1987, S. 38). Arbeit, Lernen und Spiel lassen

mittels *Interiorisation* (Verinnerlichung bzw. Einverleibung) der äußeren Tätigkeiten setzt umgekehrt eine *Exteriorisation* (Vergegenständlichung bzw. Verkörperung) der inneren Tätigkeiten voraus (vgl. ebd., S. 100).¹⁷ Unter Einbeziehung von Überlegungen, die George Herbert Mead (1973) als ein Wegbereiter des symbolischen Interaktionismus formuliert hat, läßt sich die tätigkeitspsychologische Ringstruktur der Subjekt-Objekt-Beziehung auf das Feld sozialer Interaktionen übertragen (vgl. Abb. 11).

Abb. 11: Die "Ringstruktur" einer sozialen Interaktion (im Anschluß an Leontjew 1979 und Mead 1973)



Für Mead ist "Sinn" der "Inhalt eines Objektes, das von der Beziehung eines Organismus oder einer Gruppe von Organismen zu ihm anhängt", wobei sich der Sinn- oder Bedeutungsgehalt einer sozialen Interaktion zwischen zwei Individuen

sich beispielsweise als allgemeine "Grundformen menschlicher Tätigkeit" betrachten (vgl. Hacker 1986, S. 56 im Anschluß an Rubinstein). Der Begriff der Tätigkeit hängt notwendig mit dem Begriff "Motiv" zusammen, wobei der Gegenstand einer Tätigkeit von Leontjew als das "tatsächliche Motiv" dieser gegenständlichen Tätigkeit verstanden wird (1979, S. 102; vgl. auch Kapitel 4). Menschliche Tätigkeiten werden in Form von *Handlungen* realisiert, die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie einem bewußten Ziel untergeordnet sind (Leontjew 1979, S. 102), wobei Leontjew die Verfahren zur Verwirklichung einer Handlung als *Operationen* bezeichnet (S. 106). Somit unterscheidet die psychologische Tätigkeitsanalyse "(besondere) Tätigkeiten anhand der sie initiiierenden Motive, des weiteren Handlungen als bewußten Zielen untergeordnete Prozesse und schließlich Operationen, die unmittelbar von den Bedingungen zur Erlangung des konkreten Ziels abhängen" (ebd., S. 108).

17 "Als Interiorisation bezeichnet man bekanntlich den Übergang, durch den die ihrer Form nach äußeren Prozesse, die sich mit äußeren, stofflichen Gegenständen vollziehen, in Prozesse verwandelt werden, die auf der geistigen Ebene, auf der Ebene des Bewußtseins verlaufen. Dabei werden sie einer spezifischen Transformation unterzogen: Sie werden verallgemeinert, verbalisiert, verkürzt, und vor allem werden sie zu einer Weiterentwicklung fähig, die über die Möglichkeiten der äußeren Tätigkeit hinausgeht" (ebd., S. 95).

als "Dreiecksbeziehung" zwischen der Geste eines Individuums, der anpassenden Reaktion eines zweiten Individuums auf diese Geste und der Vollendung der jeweiligen gesellschaftlichen Handlung (Resultante) begreifen läßt (1973, S. 120f.).

Den fundamentalen Sinnzusammenhang der symbolisch vermittelten Arbeitstätigkeit können ergonomische Belastungs- Beanspruchungs- Konzepte bislang entweder gar nicht oder nur unzureichend erschließen, wenn man etwa an die reduzierte Handlungskonzeption bei Rohmert (1984) denkt. Der aus der Mechanik übertragene Objektivismus hat seinen festen Platz in einer langen Traditionslinie *dualistischer* Vorstellungen, in denen sich die objektiven Reize der Außenwelt (hier in Form von Belastungen) und die subjektiven Besonderheiten des Einzelmenschen (hier in Form von Beanspruchungen) *unvermittelt* gegenüberstehen. In der abendländischen Wissenschaft wie in der Tradition des westlichen Denkens lassen sich solche Dualisierungsneigungen zumindest bis in die Antike zu Platon und Aristoteles zurückverfolgen.

Mit seiner Unterscheidung zwischen der ausgedehnten Substanz (*res extensa*: Leib bzw. Materie) und der denkenden Substanz (*res cogitans*: Seele bzw. Geist) hat René Descartes im 17. Jahrhundert den anthropologischen Dualismus zwischen Leib und Seele auf den Punkt gebracht und eine mechanistische Naturauffassung begründet, die den menschlichen Körper konsequent als eine Maschine begreift.¹⁸ Während der Leib dabei als eine dingliche Erscheinung allen materiellen Zwängen schutzlos ausgeliefert erscheint (unmittelbare Raum- Zeit- Gebundenheit, schrittweiser und sichtbarer Verfall durch Prozesse des Alterns), erblühte die "denkende Substanz" zur *fundamentalen* ontologischen Qualität des Menschen, jenseits aller Geschichte und Gesellschaft und - ähnlich der Seele in der christlichen Mythologie - jenseits aller zeitlichen und räumlichen Zwänge als Hort menschlicher Vernunft und Tugend schlechthin.

In seinen Untersuchungen über den "sozialen Sinn" hat Pierre Bourdieu (1987, S. 147ff.) auf eine fundamentale Differenz zwischen der "Zeit der Wissenschaft" und derjenigen der "Praxis" hingewiesen und dabei (wen wundert es?) ebenfalls zwei Logikarten aufgespürt, die auf konträre Weise mit den Nöten und Zwängen der sozialen Praxis umgehen. Aufgrund ihrer theoretischen Distanz zu den Not-

18 Damit entwickelte Descartes zugleich die philosophischen Voraussetzungen dafür, den Menschen vermeßbar zu machen und den Körper einer (Selbst-)Instrumentalisierung zuzuführen. Wie aktuell sich auch heute noch das alte Leib- Seele- Problem für die Moderne darstellt, kann man sich leicht vergegenwärtigen, wenn man etwa an die sozialwissenschaftliche Mißachtung des menschlichen Leibes denkt. In dem rationalistischen Weltbild der modernen Wissenschaft haben "irrationale" Affekte, Emotionen und körpernahe Phänomene wie das Unbewußte immer noch keinen allgemein anerkannten Stellenwert. Die Auseinandersetzung um den Dualismus von Leib und Seele wird heute auch als Kampf um die Besetzung humanwissenschaftlicher Domänen geführt, wenn man z.B. die Konkurrenz zwischen somatischer und psychosomatischer Medizin betrachtet.

wendigkeiten der Praxis ist die Zeit für die wissenschaftliche Analyse gleichsam aufgehoben, während sie für die in Ausübung begriffene Praxis als eine in Wirklichkeit nicht hintergehbare Handlungsvoraussetzung fungiert (ebd., S. 148f.):

"Wenn man den theoretischen Fehler ausgemacht hat, der darin besteht, die theoretische *Sicht* der Praxis für das *praktische Verhältnis* zur Praxis auszugeben, genauer noch darin, der Praxis das Modell zugrunde zu legen, das man zu ihrer Erklärung erst konstruieren muß, wird man auch schon gewahr, daß dieser Fehler auf der Antinomie zwischen dem Zeitbegriff der Wissenschaft und dem Zeitbegriff des Handelns beruht. Die Antinomie verleitet, die Praxis zu zerstören, indem man ihr die zeitlose Zeit der Wissenschaft überstülpt. (...) Die Praxis rollt in der Zeit ab und weist alle entsprechenden Merkmale auf, wie z.B. die Unumkehrbarkeit, die durch Synchronisierung beseitigt wird; ihre zeitliche Struktur, d.h. ihr Rhythmus, ihr Tempo und vor allem ihre Richtung, ist für sie sinnbildend: wie bei der Musik nimmt jede Manipulierung dieser Struktur, und sei es bloß eine Veränderung der Tempi in Richtung auf Allegro oder Andante, eine Entstrukturierung an ihr vor, die nicht auf den Effekt einer simplen Änderung der Bezugsachse zurückgeführt werden kann. Kurzum, die Praxis ist schon wegen ihrer ganzen Eingebundenheit in die Dauer mit der Zeit verknüpft, nicht bloß, weil sie sich in der Zeit abspielt, sondern auch, weil sie strategisch mit der Zeit und vor allem mit dem Tempo spielt."¹⁹

Die Zeitlosigkeit und Distanz zu den existenziellen Nöten der sinnlichen Praxis der Arbeit macht es der objektivistischen Beobachtung und Klassifizierung so schwer, sich am "praktischen Sinn" der Arbeitstätigkeit als einem entscheidenden Bezugspunkt für die Identifizierung, Bewertung und Bewältigung arbeitsbedingter Belastungen und Beanspruchungen zu orientieren. Während es den ergonomischen und arbeitsmedizinischen Teildisziplinen innerhalb des arbeitswissenschaftlichen Spektrums immerhin gelungen ist, den "harten Kern" ihres Forschungsprogrammes gegen alle Verunsicherungen zu bewahren, scheint die Soziologie angesichts der ihr fehlenden paradigmatischen "Normalität"²⁰ kaum dazu in der Lage, überhaupt so etwas wie einen harten Kern zu bilden, der genügend Anziehungskraft besäße, die forschende Gemeinschaft auf Dauer an sich zu binden. Nun ist eine paradigmatische Einheit vom Schlage "normaler" Wissen-

19 Wenn man den Zeitbedarf für die Akkumulation des materiellen, leiblichen und mentalen "Vermögens" berücksichtigt, werden die sozialen Folgen jener "Ökonomie der Zeit" deutlich, die dem individuellen Aufstieg riskante Entscheidungen abverlangt, zur richtigen Zeit den richtigen Weg einzuschlagen, der die soziale "Laufbahn" erst wie eine beabsichtigte Spur im hierarchisch strukturierten sozialen Raum *verlaufen* läßt.

20 In einem "Postskript" von 1969 hat Kuhn seinen Paradigmabegriff zu präzisieren versucht. "Paradigma" wird dabei von ihm auf zweifache Weise benutzt: Erstens im Sinne einer "Konstellation von Gruppenbindungen", die sich vor allem über eine "disziplinäre Matrix" gemeinsamer Meinungen, Werte und Techniken etc. realisieren und zweitens im Sinne von "gemeinsamen Beispielen", d.h. "konkreten Problemlösungen, die, als Modelle oder Beispiele gebraucht, explizite Regeln als eine Basis für die Lösung der übrigen Probleme der 'normalen Wissenschaft' ersetzen können" (Kuhn 1972, S. 287).

schaft nicht unbedingt für jede(n) attraktiv, da "Normalität" oft auch einen Hang zu Sterilität und Innovationsscheu enthält. Dies kann auch der soziologischen Belastungsforschung vorgehalten werden, die sich in Ermangelung einer eigenständigen "kognitiven" Identität lieber an den erfolgreichen "Paradigmen" der Ergonomie und Arbeitsmedizin sowie der Arbeitspsychologie orientiert hat.

Nachdem frühe Versuche arbeits- und industriesoziologischer "Klassiker"²¹, belastungsrelevante Phänomene zumindest punktuell theoretisch und empirisch greifbar zu machen, weitgehend in Vergessenheit geraten sind, lassen sich arbeits- und industriesoziologische Ansätze²² die sich mit Belastungen und Beanspruchungen in der Arbeitswelt beschäftigen, in der Bundesrepublik bis in die fünfziger Jahre hinein zurückverfolgen. Im Anschluß an eine Unterscheidung von Gerd Marstedt und Ulrich Mergner (vgl. im folgenden 1986, S. 13ff., 70ff.), lassen sich drei Phasen sozialwissenschaftlicher Erforschung von (psychischen) Belastungen identifizieren.

In den fünfziger Jahren erfolgt die arbeitssoziologische Untersuchung psychischer Belastungen zunächst noch implizit als eine Aufarbeitung arbeitspsychologischer Forschungsergebnisse (z.B. bei der Rezeption Georges Friedmanns) oder eingebunden in phänomenologische Konzeptionen (z.B. Popitz, Bahrdt et al. 1957), ohne eine explizite und systematische Bezugnahme auf den Belastungsbegriff.

Erst gegen Ende der sechziger Jahre wird das arbeitssoziologische Interesse an industriellen Arbeitsbedingungen auch unter ausdrücklicher Thematisierung der Belastungsproblematik wiederbelebt, und zwar vor allem in Anlehnung an die damals noch dominierende Annahme, daß mit Automatisierung positive Veränderungen in den Arbeitsanforderungen verbunden seien, besonders was die Verminderung *physischer* Belastungen angeht. Wegweisend für eine "soziologische" Konzeption arbeitsbedingter Belastungen ist die "klassische" Studie über "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein" von Kern und Schumann (1977; zuerst 1970). "Belastungen" werden hier - im Anschluß an arbeitswissenschaftliche "analytische" Arbeitsbewertungsverfahren - als "Anforderungen (...) an das körperliche und sinnlich-nervliche Leistungsvermögen" betrachtet (vgl. 1977, S. 69, 72). Wenn Kern und Schumann annehmen, daß die "Arbeitsbelastungen, denen ein Arbeiter ausgesetzt ist, (...) sich aus der Beanspruchung seines muskulären und nervlichen Leistungsvermögens" ergeben (1977, S. 72), dann können sie sich zwar auf Konzepte der "analytischen Arbeitsbewertung" beziehen (explizit in Anmerkung 11 und 12 auf S. 72), tragen damit aber zu einer begrifflichen Verwirrung

21 Zu denken wäre hier beispielsweise an frühe Sozialenquêtes z.B. über "Die Lage der arbeitenden Klasse in England" von Friedrich Engels 1845, an die "Enquête Ouvrière" von Karl Marx 1880 oder an "Die Arbeiterfrage" von Adolf Levenstein 1912, aber auch an die Studien von Max Weber 1908/09, Alfred Weber 1912 und H. Herkner 1916 für den "Verein für Sozialpolitik".

22 "Arbeitssoziologie" ist hier in einem weiten, übergreifenden Sinne gemeint, der *industrielle* Arbeit als eine besondere Form gesellschaftlicher Arbeit begreift (vgl. auch Vilmar und Kissler 1982). Die möglicherweise anders geartete Selbstzuordnung der genannten Autoren zum Fächerspektrum soziologischer Beschäftigung mit Arbeit wurde dabei nicht berücksichtigt.

bei. Die bei REFA eingesetzten analytischen Bewertungsverfahren können zwar die zu erbringende, mittels "objektiver" Indikatoren meßbare "normale Leistung" (Belastung) objektivieren; aber die "individuelle Leistung, also die Beanspruchung, wird nicht erfaßt" (Stirn 1980, S. 127).

In Ermangelung eines eigenständigen *soziologischen* Verständnisses arbeitsbedingter Belastungen wird das ergonomisch- arbeitsphysiologische Konzept lediglich "soziologisiert", ohne eine Klärung dessen, was am Belastungsbegriff eigentlich soziologisch "relevant" ist (vgl. Brock und Vetter 1982, S. 308). Die Übernahme des arbeitswissenschaftlichen Begriffspaares "Belastung" (für die belastenden Anforderungen aus den objektiven Arbeitsbedingungen) und "Beanspruchung" (für die individuellen Auswirkungen objektiver Bedingungen) sowie der Vorstellung linearer Ursache- Wirkungs- Zusammenhänge zwischen äußeren belastenden Reizen und körperlichen Beanspruchungsreaktionen hat dazu geführt, daß auch die Schwächen der arbeitswissenschaftlichen Konzeption, die ursprünglich aus der Materialprüfung stammt, mit übernommen wurden. Das "theoretische Vakuum" (Marstedt/Mergner), die Beschränkung auf physische Abläufe, die Ausgrenzung subjektiver Belastungsbewertungen und Beanspruchungsthematisierungen aus der "wissenschaftlichen" Belastungsanalyse und die Reduzierung des methodischen Zugangs auf den beobachtbaren "Vollzug" von Arbeitstätigkeiten (Arbeitsplatzbeobachtung) können als entscheidende Mankos dieser Vorgehensweise gelten (vgl. z.B. die Kritik von Marstedt und Mergner 1986, S. 75f.).

Seit Ende der siebziger Jahre gewinnen Forderungen nach der Entwicklung einer "genuin" sozialwissenschaftlichen Belastungskonzeption an Bedeutung (vgl. z.B. die Beiträge auf der Tagung der Sektion 'Industrie- und Betriebssoziologie' am 20./21.11.1981 in Göttingen; Brock/Vetter 1982, Marstedt/Mergner 1982, Maschewski 1982, Friczewski et al. 1982, Binkelmann 1983). In diese Richtung weisen Versuche, den Belastungs- bzw. Beanspruchungsbegriff aus einem soziologischen Verständnis heraus neu zu definieren, den Zusammenhang von Belastung und Beanspruchung neu zu konzipieren oder ein "ganzheitlicheres" Modell des Zusammenwirkens verschiedenartiger Belastungsfaktoren zu entwickeln (vgl. das Konzept "Gesamtbelastung" bei Mergner 1976, "integrierte Belastung" bei Naschold und Tietze 1977 und "Mehrfachbelastung" bei Volkholz 1977). Auf methodischer Ebene wird die objektivistische Verfahrensweise arbeitswissenschaftlicher Forschungsprogramme kritisiert und durch die Erhebung "subjektiver" Thematisierungen und Bewertungen von Belastungen und der Artikulation von Beanspruchungen ergänzt oder ersetzt (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 77).

Für die arbeits- und industriesoziologischen Ansätze der siebziger Jahre ist somit ein "*theoretisches Vakuum*" kennzeichnend, das zum einen in dem Mangel an eigenständigen *soziologischen* Vorstellungen über Belastungen und Beanspruchungen sowie über ihren wechselseitigen Zusammenhang zum Ausdruck kommt, zum anderen in einer nur unzureichenden Herausarbeitung sozialer (und soziologisch untersuchbarer) Dimensionen der Verarbeitung von belastenden Arbeitsanforderungen und der möglichen negativen Konsequenzen für die Lebenssituation und -perspektiven der Arbeitenden resultiert (vgl. Marstedt und Mergner 1986, S. 75).

Faßt man die verschiedenartigen Versuche im Laufe der siebziger bis zu Beginn der achtziger Jahre zusammen, ein *soziologisches* Belastungs- bzw. Beanspruchungskonzept zu entwickeln, so lassen sich im wesentlichen vier

Vorgehensweisen unterscheiden (vgl. im folgenden Marstedt und Mergner 1986, S. 78ff. im Anschluß an Ochs 1981; vgl. auch Maschewski 1982).

- # *Erstens* wären "Soziologisierungen" zu nennen, die lediglich eine inhaltliche Ergänzung und Verbesserung des klassischen arbeitswissenschaftlichen Belastungs- Beanspruchungs- Konzepts verfolgen und die den Anspruch auf ein "genuin" soziologisches Problemverständnis grundsätzlich verfehlen.
- # *Zweitens* sind Versuche zu erwähnen, die Schwächen herkömmlicher arbeitssoziologischer Verfahren dadurch zu umgehen, daß bestehende Lücken unter Rückgriff auf Beiträge aus anderen Disziplinen gefüllt werden (z.B. Ansätze aus der psychologischen Handlungstheorie, aus der psychologischen Streßforschung, aus der auf Einbeziehung von Bedürfnissen und Motiven orientierten Sozialpsychologie, aus der medizinischen Soziologie und der psychosomatischen Medizin).
- # *Drittens* lassen sich "subjektorientierte" Ansätze finden, die eine stärkere Berücksichtigung subjektiver Wahrnehmungen und Bewertungen des Belastungsgeschehens in der Arbeitssoziologie fordern.
- # Und *viertens* schließlich gibt es Versuche, das "eigentlich Soziologische" an der Belastungsproblematik theoretisch fundierter herauszuarbeiten (vgl. z.B. Naschold 1982; Brock und Vetter 1982).

Als eins der entscheidenden Mankos der arbeits- und industriesoziologischen Ansätze, die sich zu eng an das ergonomische und arbeitsmedizinische Belastungs- Beanspruchungs- Konzept anlehnen, läßt sich die *Ausblendung menschlicher Subjektivität und Gesellschaftlichkeit* identifizieren, was zu einer Vernachlässigung der *aktiven*, über die Aneignung und Anwendung von sozialen Handlungsressourcen ermöglichten, individuellen und kollektiven *Auseinandersetzung* mit belastenden und beanspruchenden Arbeitsaufgaben geführt hat.

Nimmt man den Begriff der *Belastung* wörtlich, so bezieht er sich auf etwas, was die Betroffenen zu "(er)tragen" haben, etwas, was auf ihnen "lastet", sie "bedrückt". In einer Kritik des Belastungsbegriffs bemängelt Thomas Waldhubel aus dem Westberliner "Projekt Automationsmedizin" den Gebrauch der Belastungskategorie, durch die unser Denken in einen "Verelendungsdiskurs" gerate, "der die Arbeitenden grundsätzlich als ausgelieferte Opfer betrachtet" (1983, S. 149). Auch wenn Waldhubel etwas zu euphorisch den "genußvollen Einsatz der Körperkräfte" in der Arbeit betont (S. 156), eine emphatische Neigung zum Körperkult, die offenbar manche Intellektuelle bei der Beschäftigung mit der Sinnlichkeit *körperlicher* Arbeit zuweilen befällt, so ist ihm doch insofern beizupflichten, als die - zum Teil recht inflationäre - Verwendung des Belastungsbegriffes tatsächlich dazu tendiert, die Arbeitenden zu passiven Opfern ihrer Arbeitsbedingungen zu machen. Allerdings vermag sich auch Waldhubel nicht gänzlich von der Belastungskategorie zu lösen, da er sie zumindest auf jene

Tätigkeiten angewendet sehen möchte, die allein wegen ihrer "Einseitigkeit" die Chancen auf einen Genuß des produktiven Einsatzes der eigenen Körperkräfte durchkreuzen (vgl. S. 157).

Wann aber beginnt eine Arbeit, belastend und "einseitig" zu werden, und wann endet die häufig beschworene "Vielseitigkeit" der Arbeitstätigkeit, der nach bürgerlichem ebenso wie nach marxistischem Ideal sogar persönlichkeitsfördernde Wirkungen zugeschrieben werden, und wo hört die Arbeit auf, als ein Mittel der "Selbstbefreiung" zu fungieren?

Geht man von den höchst ambivalenten Bedeutungen aus, die im Verlauf der Geschichte mit dem Arbeitsbegriff verbunden worden sind, so zeigt sich, daß es auf diese Fragen offenbar keine eindeutigen Antworten gibt. Die Kategorie der Arbeit ist stets ein in hohem Maße wertbeladener Begriff gewesen, der sich vorzüglich als ein Medium der sprachlichen und sozialen Differenzierung geeignet hat und in diesem Sinne historisch auch immer wieder Verwendung fand (vgl. Kapitel 5.1). Die gesellschaftliche Klassifikation war dabei meist mit einer sozialen Distanzierung²³ gegenüber "niederen" Formen körperlicher Arbeit verbunden. Dies läßt sich bereits in antiken Quellen nachweisen, wo der körperlichen, mit physischen Anstrengungen verbundenen Arbeit von seiten der Philosophen (z.B. bei Aristoteles) eine grundlegende Verachtung zukam, vermutlich weil sie den Zugang zu den "höheren Interessen" verschloß (vgl. Hackstein 1977, Bd.1, S. 2) - sprich: die "Liebe zu Weisheit und Gelehrsamkeit" (*philosophía*) zu behindern drohte.

Nicht besser erging es dem Arbeitsbegriff im soziologischen Diskurs, in dem die intellektualistischen Vorstellungen über die Wirkungen der Arbeit auf die Arbeitenden meist zwischen den Extremen "Entfremdung" und "Selbstverwirklichung", "Verelendung" und "Bereicherung" (bzw. "Befriedigung eines Lebensbedürfnisses") hin und her gependelt haben. Die fundamentale Ambivalenz im Verhältnis zur Arbeit, durch die der "zweckmäßigen Tätigkeit" zur "Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse" (Marx) entweder eine *Entwertung* als Mühsal, Plage und Unlust oder eine *Aufwertung* zu einer menschlichen Betätigung von welthistorischem Rang zuteil wird, findet sich jedoch nicht allein

23 Auf der Grundlage "freier" Arbeitstätigkeit, wie sie z.B. die *Erwerbsarbeit* des (Klein-)Bürgertums prägte, läßt sich eine soziale Distinktion begründen gegenüber der Muße der nicht erwerbstätigen Aristokratie wie gegenüber allen niederen, unfreien Formen der Arbeit. Auch der Handwerksbegriff, mit dem ein dauernd betriebenes Gewerbe bezeichnet wird, zu dessen Ausführung eine besondere manuelle Geschicklichkeit erforderlich ist, eignet sich für die soziale Unterscheidung sowohl gegenüber künstlerischen Betätigungen als auch gegenüber niedrigen Handarbeiten (vgl. Deutsches Wörterbuch, 4. Bd., 2. Abt., Leipzig 1877, S. 424). Die Kunsthandwerker haben dem entsprechend eine besondere Stellung im Feld handwerklichen Schaffens.

in den beliebten Denkfiguren der kultur- oder kapitalismuskritischen Philosophie und Soziologie.

In einer "säkularisierten" Form taucht diese strikte Gegenüberstellung auch im Selbstbild von Fernfahrern wieder auf. Dort dient die *Entwertung der Fabrik-Arbeit* zu einer instrumentellen Plackerei zugleich der *Aufwertung der eigenen Arbeitstätigkeit*, die dem "gesunden Menschenverstand" in ihrem drastischen Ausmaß von Selbstbeanspruchung und selbstzerstörerischen Potentialen eigentlich als "verrückt" und "unvernünftig" erscheinen muß. In der "*Selbstbeanspruchung*" kommt aber zugleich eine arbeitsbezogene Motivierung zum Ausdruck, d.h. der Grad des Einsatzes für eine übernommene Aufgabe, der vor allem in dem gewählten Arbeitstempo und der Ausnutzung von Arbeitszeit wirksam wird (vgl. Hacker und Richter 1980, S. 15).

Meine These ist, daß das persönliche und kollektive *Verhältnis* der Arbeitenden zu ihrer Erwerbsarbeit vor allem in der Bewertung der Arbeit zum Ausdruck kommt und daß die *Be-Anspruchung* durch die Erwerbsarbeit von den jeweiligen *Ansprüchen* an die Arbeit, d.h. vor allem von den Motivdispositionen der Arbeitstätigkeit (vgl. Kapitel 4), beeinflußt wird und abhängig ist von den Möglichkeiten und Einschränkungen einer aktiven, individuellen und kollektiven *Auseinandersetzung* mit belastenden und beanspruchenden Arbeitsbedingungen. Diese These möchte ich im folgenden plausibel machen.

Der bislang dominierende Blickwinkel einer einseitig am "Last-Charakter" der Erwerbsarbeit orientierten Belastungsforschung muß hierbei allerdings einem grundlegenden Perspektivenwechsel folgen. Einen ersten Ansatzpunkt, die grundlegende *Ambivalenz* von Arbeitsanforderungen zu berücksichtigen, bietet das *Konzept der aktiven Auseinandersetzung* des Menschen mit beanspruchenden Arbeitsaufträgen und Aufgaben, das von Winfried Hacker (1991) auf der Grundlage seiner psychologischen Handlungsregulationstheorie (vgl. 1986) entwickelt worden ist. Anstelle von passiv erlittenen Belastungen geht es Hacker um die "aktive Auseinandersetzung des Arbeitenden mit den Einwirkungen mittels veränderter Tätigkeitsregulation unter der Voraussetzung verfügbaren Tätigkeitsspielraumes ('Kontrolle')" (ebd., S. 50).

"Verbreitete Konzeptionen zur Arbeitsbelastung unterstellen einen Menschen, der Belastungen in erlernter Hilflosigkeit passiv erduldet. Das widerspricht dem Verständnis des Menschen als Subjekt, d.h. als denkendem Gestalter seiner Arbeits- und Lebensumstände: Sind dem arbeitenden Menschen Belastungen wirklich auferlegt wie einem sich durchbiegenden Brett? Ermüden Arbeitende tatsächlich nach dem Modell der Ratte im Laufrad? Oder besteht die psychische Ermüdung des Menschen vielmehr im Ergreifen von Gegenmaßnahmen bei verfügbaren Tätigkeitsspielräumen - und daher gerade nicht in stetig verschlechterten psychophysiologischen und Befindenswerten?" (Hacker 1991, S. 49).

Hacker verweist hier auf die Relevanz der vorwegnehmenden Regulation der *Selbstbeanspruchung* je nach dem erwarteten Arbeitsumfang. Die Anstrengung

oder Anspannung wird von den Arbeitenden vom Tätigkeitsbeginn an vorwiegend nach ihrer erwarteten Dauer und Höhe reguliert, d.h. bei einer zu erwartenden langen Anstrengungsperiode wird von Anfang an mit einem geringeren Einsatz gearbeitet als bei einer erwarteten kürzeren Periode (vgl. Hacker 1986, S. 464).²⁴ Die Bewältigung von Arbeitsanforderungen erfolgt aus dieser Sicht nicht in einem stetigen, kontinuierlichen Ausmaß, sondern wird durch die "Anstrengungsregulation", d.h. durch die *eigene* Aktivierung und Anspannung oder Desaktivierung und Entspannung, im Sinne einer "Selbstbeanspruchung" gesteuert. Unter der Voraussetzung, daß ein Tätigkeitsspielraum existiert, lassen sich damit die Veränderungen in den vorbeugenden Maßnahmen des Arbeitenden gegen Ermüdung (z.B. der Wechsel in der Vorgehensweise) als geeignetere Indikatoren für *psychische* Ermüdungserscheinungen identifizieren als dies z.B. die physiologische Erhebung sich verschlechternder Kreislaufparameter ermöglicht (vgl. Hacker 1991, S. 49).

Von einer weiten (WHO-)Gesundheitsauffassung ausgehend, verweist Hacker auf die Notwendigkeit, die Tätigkeitsanforderungen und die gesundheitsfördernden Potenzen der Arbeitstätigkeit in die präventiv orientierte Förderung der Gesundheit einzubeziehen (ebd., S. 50). Während sich herkömmliche arbeitswissenschaftliche Präventionskonzepte auf die *Ausführungsbedingungen* von Arbeitstätigkeiten konzentriert haben (Stichwort: "Ausführbarkeit" und "Erträglichkeit" bzw. "Schädigungslosigkeit" der Arbeit) und dabei auf die Beseitigung beeinträchtigender Merkmale ausgerichtet waren, möchte Hacker die "beeinträchtigenden und fördernden Merkmale der *Tätigkeiten selbst*" künftig stärker gewichten, so z.B. "die Überforderung des Arbeitsgedächtnisses, die Anregungsarmut, nicht vereinbare Ziele oder Verantwortungserfordernisse ohne Beeinflussungsmöglichkeiten" (vgl. ebd.).

Es geht Hacker also vor allem darum, die ambivalenten Folgen von beanspruchenden Tätigkeitsanforderungen differenzierter (und als ein ausgewogenes Verhältnis) zu betrachten und dabei gesundheitsbeeinträchtigende Formen der *Über-* oder *Unterforderung* des arbeitenden Menschen zu identifizieren und zu beseitigen. Wenn man z.B. daran denkt, daß Arbeitslosigkeit krank machen kann, plötzliche Verrentung das Mortalitätsrisiko erhöhen kann, mangelnde körperliche Anforderungen das Wohlbefinden verschlechtern und fehlende intellektuelle Anforderungen zum Abbau kognitiver Fähigkeiten beitragen, dann wird deutlich,

24 Umgekehrt steigt die Anstrengung und Anspannung von Fernfahrern, wenn sie beispielsweise noch vor dem Wochenende eine Tour beenden oder nach Hause zurückkehren wollen, und die Bereitschaft der Fahrer, sich über bestehende Sozialvorschriften aktiv hinwegzusetzen nimmt ebenfalls zu. Wer schnell nach Hause will (anstatt das Wochenende auf einem Raststättenparkplatz zu verbringen), der dürfte die Einhaltung gesetzlicher Lenkzeiten anders betrachten als dies vom Gesetzgeber vorgesehen ist.

daß anspruchsvolle Tätigkeiten (neben dem Aspekt, daß sie auf irgendeine Weise "beanspruchen") krankheitsvorbeugende und gesundheitsfördernde Wirkungen aufweisen können.²⁵

Mit dem Einbeziehen von Tätigkeitsmerkmalen lassen sich aus dieser Perspektive neuartige Bewertungsmaßstäbe für die Beurteilung der Chancen und Risiken einer Arbeitstätigkeit finden, wobei Hacker selbst ein *Konzept der vollständigen Tätigkeit* (mit Lernangeboten) vertritt, das sich an sein sequentiell-hierarchisches Modell der Handlungsstruktur (vgl. 1986, S. 132ff.) anlehnt.

"Eine Tätigkeit ist *zyklisch* vollständig, wenn sie neben ausführenden auch vorbereitende, organisierende und das Ergebnis selbst kontrollierende Verrichtungen erfaßt. Sie ist *hierarchisch* vollständig, wenn sie Anforderungen auf verschiedenen einander abwechselnden Ebenen der psychischen Regulation von Tätigkeiten unter ausdrücklichem Einschluß der intellektuellen Regulation stellt ('qualifizierte Mischarbeit')" (Hacker 1991, S. 51).

In diesem Sinne "vollständige" Tätigkeiten bieten ausreichend Voraussetzungen für gesundheits- und persönlichkeitsfördernde, Lernangebote unterbreitende Tätigkeiten, z.B. für selbstveranlaßte Aktivitäten sowie für Anregungen und Lernmöglichkeiten, die aus der Kombination ausführender mit dispositiven Teiltätigkeiten auf Basis vielfältiger Anforderungen resultieren (vgl. ebd.).

Bei genauer Betrachtung können arbeitssoziologische Ansätze an mehreren Punkten an das Konzept der aktiven Auseinandersetzung mit Arbeitsaufgaben anknüpfen, besonders dort, wo es um die *Stilisierung* von Arbeitstätigkeiten ("Arbeitsweise"), um Fragen der Bildung, Bewertung und Auswahl handlungsleitender *Zielsetzungen* sowie um die emotionalen und kognitiven *Bewertungen* des Verhältnisses zwischen den Anforderungen eines Arbeitsauftrages, den Leistungsvoraussetzungen des Arbeitenden und zwischen dem Auftrag und den Zielen des Arbeitenden geht (vgl. Abb. 12).

Die Annahme Hackers, daß die Bewältigung von Arbeitsaufgaben die Regulation von Arbeitstätigkeiten destabilisieren oder restabilisieren kann, führt zu einem zweiten Ansatzpunkt, von dem aus sich der *ambivalente* Charakter der in der Arbeitstätigkeit auftretenden Anforderungen und "Belastungen" in die Belastungs- und Beanspruchungsforschung einbeziehen läßt. Gemeint ist das Konzept "widersprüchlicher Arbeitsanforderungen", das sich auf Diskrepanzen zwischen

25 Vgl. Hacker (1991, S. 50); an gleicher Stelle weist Hacker zu Recht auf die riskanten Nebenfolgen undifferenzierter Arbeitsgestaltungsmaßnahmen hin: "Es wäre absurd, den Abbau schwerer körperlicher Anforderungen bis zum Bewegungsmangel zu treiben und durch Hometrainer im Pausenraum zu kompensieren. Arbeit ohne jegliche Ermüdung kann zur Arbeit ohne trainierende Effekte und ohne Lernanreiz werden. Arbeitsunzufriedenheit kann schöpferisch sein."

Handlungsanforderungen und (objektiv) gegebenen Handlungsmöglichkeiten konzentriert.²⁶

Abb. 12: Die Hauptthesen von Hackers "Konzept der Auseinandersetzung mit Aufgaben"

1. Beanspruchungsfolgen *entstehen* in der Regulation von Tätigkeiten, *verändern* diese Regulation und *äußern* sich in ihr als zielgerichtete Auseinandersetzung mit Aufträgen.
2. Die Auseinandersetzung ist bei gegebenem Tätigkeitsspielraum vermittelt durch die *Arbeitsweisen*, die die Beanspruchungsentstehung mitbestimmen.
3. Beanspruchungsfolgen entstehen aus den Beziehungen
 - zwischen den *Anforderungen* des Auftrags mit seinen Ausführungsbedingungen und den *Leistungsvoraussetzungen* des Arbeitenden sowie
 - zwischen dem *Auftrag* und den *Zielen* des Arbeitenden.
4. Veränderungen der Anstrengungsregulation sind abhängig von eindrucksmäßigen und überlegten Bewertungen dieser Beziehungen.
5. Die Aufgabenbewältigung durchläuft *Destabilisierungen und Restabilisierungen* der Regulation. Die Bemühungen um Restabilisierung treten auf als:
 - Aufwandssteigerung durch das Einbeziehen zusätzlicher Regulationsvorgänge wie reaktive Anspannungssteigerung oder allgemeine Aktivierung;
 - Ziel- bzw. Anspruchsniveaushiftungen oder
 - Veränderung der Arbeitsweise. (...)
6. Die stabilisierenden Regulationsveränderungen erfolgen in der Regel vorwegnehmend, als ziel- und aufwandsbezogene Vorausregulation, nicht nur als Rückkopplung" (Hacker 1991, S. 50).

Allerdings werden auch hier die "Betroffenen" noch zu stark in ihrer Opferrolle fixiert, da sie als Folge der in den widersprüchlichen Anforderungen enthaltenen Diskrepanzen zwischen Zielen, Regeln und Ressourcen etwas zu tun gezwungen sind, was sie "eigentlich" nicht tun dürfen, sollen oder können (vgl. Moldaschl 1991, S. 19). Bei näherer Betrachtung bleibt die Widersprüchlichkeit der Anforderungen sogar auf das enge Bezugsfeld der "objektiv" vorgegebenen Arbeitsaufträge festgelegt, fundamentale Konflikte und Dilemmata, die mit der

26 Dieser Ansatz wird beispielsweise von Manfred Moldaschl am Sonderforschungsbereich 333 der Universität München "Entwicklungsperspektiven von Arbeit" vertreten (vgl. 1991, S. 17). Einen ähnlichen Zugang zur Untersuchung psychischer Belastungen hat eine Forschungsgruppe an der TU Berlin um Walter Volpert entwickelt ("Analyse psychischer Belastung in der Arbeit" vgl. Leitner, Volpert et al. 1987). Dort wird zwischen psychischen "Anforderungen" und "Belastungen" unterschieden, wobei psychische Belastungen als eine Behinderung der Handlungsregulation definiert werden, die dadurch entsteht, daß betrieblich festgelegte Bedingungen für die Durchführung einer Arbeitsaufgabe in Widerspruch zur Erreichung des Arbeitsergebnisses treten (vgl. Oesterreich 1990, S. 7).

Redefinition der Arbeitsaufgabe einhergehen und die mit Spannungen zwischen Arbeits- und Lebenswelt verbunden sind, werden dabei weitgehend ausgeklammert. Die Entstehung von Belastungen wird hier vorrangig auf der Seite des Handlungskontextes lokalisiert, der die Betroffenen in eine Zwangslage ("Dilemma") versetzt, aus der es im Grunde genommen für sie (ohne Veränderung der Kontextbedingungen) kein Entrinnen geben kann (vgl. ebd., S. 30ff.).

"Belastung ist nur dann gegeben, wenn der Arbeitende *keinen Einfluß* auf die Vermeidung oder Verminderung der Diskrepanzen hat" (Moldaschl 1991, S. 30 im Anschluß an Überlegungen von Semmer sowie von Leitner et al.; Hervorhebung durch M.F.).

Ausgeklammert werden damit offensichtlich all jene Situationen, in denen die Arbeitenden über einen gewissen "Einfluß" verfügen, zwischen verschiedenen Alternativen wählen können und sich *trotzdem* selbstzerstörerisch für eine *Selbstbelastung* und *Eigenbeanspruchung* "entscheiden". Aus dieser Sicht erscheint die *Bewältigung* widersprüchlicher Anforderungen als nebensächlich, wenn nicht als unmöglich, wodurch aber ein Forschungsthema faktisch ausgeblendet wird, das gerade in den letzten Jahren zu einem fruchtbaren Perspektivenwechsel in der Erforschung von Belastungs- und Streßphänomenen beigetragen hat und das eine Überwindung der Dualisierung von Subjekt und Objekt in der Belastungsforschung als möglich erscheinen läßt.

Trotz nützlicher Ansatzpunkte ist die Belastungskonzeption von Moldaschl damit zu eng auf die "Objektseite" fixiert, um das *Zusammenspiel* zwischen belastenden Anforderungen und (un)genügenden Bewältigungsmöglichkeiten zu verfolgen.²⁷ Beinhalten die "Dilemmata" tatsächlich nur Zwangslagen, in denen keine wirkliche Alternative besteht, auch wenn die "Wahl zwischen zwei (gleich unangenehmen) Dingen" (Duden "Fremdwörterbuch" 1974, S. 178) als noch so schmerzlich und unbefriedigend erscheinen mag? Die allzu einfache Gegenüberstellung des einflußlosen Arbeiters und der, eine Belastung erzwingenden, objektiven Situation halte ich für überholt.

Meine These ist, daß die Entstehung von Belastungen in eine soziale Praxis eingebunden ist, in der die von widersprüchlichen Anforderungen Betroffenen nur zum Teil auf Diskrepanzen gar nicht oder nur passiv reagieren können. Innerhalb bestimmter Grenzen ermöglicht die aktive Mit-*Täterschaft* der "Betroffenen" überhaupt erst die *Verwirklichung* von Belastungen. Prozesse der *Selbst-* Belastung und *Eigen-* Beanspruchung bei der Redefinition von globalen Arbeitsaufträgen in detailliertere Arbeitsaufgaben werden in der konkreten Ausgestaltung der Diskrepanzen wirksam.

27 Insofern ist es Moldaschl noch nicht gelungen, sein "auf Objektivierung gerichtetes psychologisches Belastungskonzept" gegen den von ihm kritisierten objektivistischen Bias zu immunisieren, um seinen Ansatz anschlussfähig zu halten für subjektorientierte Ansätze.

Mein Anliegen ist deshalb, die Belasteten aus ihrer Opferrolle herauszuholen, die sie in der herkömmlichen Belastungsforschung einnehmen und die Spuren ihrer heimlichen *Mittäterschaft* zu verfolgen, die nicht nur als ein Schlüssel für das Verständnis von Belastungsphänomenen fungiert, sondern zugleich auch einen Ansatzpunkt bietet für die arbeitspolitische Gestaltung belastender Arbeitsanforderungen. Das Aufspüren von Momenten der *Selbstbelastung* und *Eigenbeanspruchung* auf seiten der "Betroffenen" soll hier allerdings weder als Abschiebung der Verantwortlichkeit auf die Opfer ihrer Arbeitsverhältnisse mißbraucht werden, noch Anlaß zur Resignation bieten. Lassen sich die Akteure der Belastungsgenese identifizieren und sind die belastenden Bedingungen bis zu einem gewissen Grade sogar "selbstverschuldet", so ist dies doch zugleich als ein erster Ansatzpunkt dafür zu werten, daß die starr und unveränderlich erscheinenden betrieblichen Strukturen sich prinzipiell für eine humanere Gestaltung der Arbeitsbedingungen unter aktiver Beteiligung der Betroffenen öffnen lassen.

Zu diesem Zweck ist allerdings eine konsequentere "Subjektorientierung" der Belastungs- und Beanspruchungsforschung erforderlich, mit der sich die (inter)subjektiven Vorgänge der *Bewertung* arbeitsbedingter Anforderungen als Bedrohung oder als Förderung des gesundheitlichen Wohlbefindens sowie die subjektiven und sozialen Formen der *Bewältigung* der als bedrohlich interpretierten "Belastungen" einbeziehen lassen. Einem derartigen Perspektivenwechsel der Belastungs- und Beanspruchungsforschung kommen neuere Entwicklungen in der Sozialepidemiologie entgegen, in denen die Formen der Bewertung der Arbeitsbelastung durch die Beschäftigten als eine zentrale Variable der Entstehung chronischer Krankheiten betrachtet wird (vgl. z.B. Slesina 1987, S. 21). Wolfgang Slesina unterscheidet beispielsweise zwei Wege, auf denen Arbeitsbelastungen auf die Beschäftigten einwirken (ebd., S. 20f.): Neben *direkten Einwirkungen* erfolgt die Beanspruchung des Organismus über die *psychische Vermittlung* und die "Repräsentanz der Belastungssituation im Erleben".

"Die Situationswahrnehmung und -interpretation mitsamt ihren kognitiv- affektiven Komponenten bildet die Pforte dieser Arbeitsbelastungen zum Organismus, verknüpft Außenwelt und organische Prozesse. Die Umsetzung externer Belastungen in physisch-organische Beanspruchung und Krankheit vollzieht sich über Orientierungsprozesse und Bedeutungserleben, d.h. unter psychischer Beteiligung und Situationsverarbeitung" (Slesina 1987, S. 21).

Slesinas Versuch, die Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt durch vermittelnde Vorgänge menschlicher Orientierungsleistungen und Bedeutungsbildungen zu überwinden, läßt sich mit Unterstützung des "*transaktionalen*" *Streßkonzeptes* von Richard S. Lazarus weiter vertiefen. Nach anfänglichen Kontroversen zeichnet sich heute auf der Grundlage des transaktionalen, kognitiven Streßmodells von Lazarus ein weitgehender Konsens in der Psychologie ab über die zentrale Bedeutung des *subjektiven Bewertungsprozesses* (appraisal) und der *Bewältigung* der Situation (coping) für das Streßgeschehen (Greif 1991, S. 9).

In einer kritischen Auseinandersetzung mit "interaktionistischen" Modellen, die Streß *entweder* als einen "Reiz" verstehen, der als äußere Bedingung eine organische Störung oder bestimmte reaktive Veränderungen hervorruft, *oder* als die Störungsreaktion selbst begreifen, betrachten Lazarus und Launier Streß als ein Beziehungs- oder transaktionales Konzept, "das bestimmte Anpassungsprozesse zwischen einem System (z.B. einer Person) und einer Umwelt beschreibt" (vgl. im folgenden Lazarus und Launier 1981; hier S. 220). Als ein Beziehungsphänomen betrachtet, bezeichnet der Streßbegriff ein Ereignis, "in dem äußere oder innere Anforderungen (oder beide) die *Anpassungsfähigkeit* eines Individuums, eines sozialen Systems oder eines organischen Systems *beanspruchen oder übersteigen*" (S. 226).

Während umweltbedingte Anforderungen äußere Ereignisse sind, die eine Anpassung erforderlich machen und bei Mißerfolg entsprechender Handlungen zu negativen Folgen führen, beziehen sich die internen Anforderungen auf erstrebenswerte Ziele, Werte und Wertungsdispositionen, auf Programme oder Aufgaben, deren Vereitelung oder Aufschub ebenfalls negative Konsequenzen oder Begleiterscheinungen haben würde; zur Anpassungsfähigkeit zählen alle Eigenschaften, den Anforderungen zu begegnen, indem die negativen Folgen durch eine Mobilisierung dieser Fähigkeiten verhindert werden (vgl. S. 226f.). Ob Transaktionen tatsächlich stressend sind oder nicht, hängt vom Gleichgewicht zwischen den gegenläufigen Kräften der Anforderungen und Fähigkeiten ab (Lazarus und Launier 1981, S. 227).

Als "gestörte Person- Umwelt- Beziehung" (S. 248) ist Streß eine "besondere Form der Transaktion zwischen einer bestimmtgearteten Person (die mit Plänen, Wertungsdispositionen, verdrängten Wunschvorstellungen und Überzeugungssystemen ausgestattet ist) und einer Umwelt mit ihren eigenen Merkmalen (z.B. Anforderungen, Zwängen und Möglichkeiten)" (S. 258). Die *Beziehungen* zwischen Person und Umwelt werden durch kognitive Bewertungsprozesse vermittelt und lassen sich entweder als "Schädigung/Verlust", als "Bedrohung" oder als "Herausforderung" beschreiben, wobei jede dieser drei streßrelevanten Beziehungsarten aus dem Kräfteverhältnis zwischen Anforderungen und Fähigkeiten resultiert (vgl. S. 214). Sofern Streßphänomene in einer gestörten Beziehung zwischen Personen und ihrer Umwelt entstehen, ist Streß nur als ein wechselseitiges Prozeßgeschehen begreifbar, in dem Umweltereignisse vom Subjekt in ihrer Bedeutung für das Wohlbefinden interpretiert und bewertet werden und - auf der Grundlage verfügbarer und benutzter Bewältigungsfähigkeiten und -möglichkeiten - zurückwirkend beeinflußt werden können. Im Zentrum des transaktionalen Streßkonzeptes steht somit die "*kognitive Bewertung*" ("*cognitive appraisal*") und die "*Bewältigung*" ("*coping*") streßrelevanter Ereignisse und Abläufe.

Unter kognitiver Bewertung verstehen Lazarus und Launier (vgl. 1981, S. 233ff.) einen mentalen Vorgang der Informationsverarbeitung, durch den jedes Ereignis erstens bewertet

wird hinsichtlich seiner *Bedeutung* für das *Wohlbefinden* und die *Sicherheit der Person* ("primäre Bewertung" eines Ereignisses als "irrelevant", als "günstig/positiv" oder als "stressend"²⁸), zweitens hinsichtlich der *verfügbaren Bewältigungsfähigkeiten* und - *möglichkeiten* ("sekundäre Bewertung") und drittens hinsichtlich der Rückkopplungseffekte (*Neubewertung* bzw. "reappraisal").

- # "Bewältigung besteht sowohl aus verhaltensorientierten als auch intrapsychischen Anstrengungen, mit umweltbedingten und internen Anforderungen sowie den zwischen ihnen bestehenden Konflikten fertig zu werden (d.h. sie zu meistern, zu tolerieren, zu reduzieren, zu minimieren), die die Fähigkeiten einer Person beanspruchen oder übersteigen" (ebd., S. 244). Bewältigungsprozesse lassen sich danach unterscheiden, ob sie auf eine *instrumentelle Änderung der gestörten Transaktion*, d.h. auf eine "Problemlösung" (mit dem Fokus auf die Umwelt, das Selbst oder auf beides) ausgerichtet sind oder eine *Regulierung der Emotion* ("Palliation" im Sinne von "Selbstberuhigung") bezwecken (ebd., S. 245ff.).

Das "transaktionale" Konzept der *individuellen* Bewertung und Bewältigung von Streß weist allerdings noch einige Schwächen auf, die vor allem aus seiner kognitivistischen, auf das Individuum zentrierten Perspektive resultieren. Emotionale Bewertungsprozesse werden in der "kognitiven" Emotionstheorie von Lazarus und Launier (vgl. 1981, S. 234f.) lediglich als ein Epiphänomen kognitiver Prozesse verstanden (vgl. kritisch dazu Badura 1985) und die *Entstehung* subjektiver Bewertungspräferenzen innerhalb sozialer Zusammenhänge wird nicht angemessen berücksichtigt. Die Besonderheit von Emotionen besteht darin, "daß sie die Beziehungen zwischen den Motiven (den Bedürfnissen) und dem Erfolg oder der Möglichkeit der erfolgreichen Realisierung der ihnen entsprechenden Tätigkeit des Subjekts widerspiegeln" (Leontjew 1979, S. 189), und zwar nicht im Sinne einer Reflexion dieser Beziehungen, sondern durch unmittelbar- sinnliches Erleben.²⁹ Ähnlich wie bei der "Vergegenständlichung" von Bedürfnissen, werden die entscheidenden Emotionen und Gefühle durch das Verhältnis der gegenständlichen Tätigkeit des Subjekts zu seinen Bedürfnissen und Motiven erzeugt (vgl. ebd., S. 89f.), oder mit anderen Worten: die Gegenständlichkeit der Tätigkeit erzeugt gegenständliche Emotionen und Gefühle *auf* oder *wegen etwas* (vgl. auch Kapitel 4).³⁰

28 Stressende Bewertungen können in drei Formen auftreten (ebd., S. 235f.): als bereits eingetretene Schädigung (*Schädigung/Verlust*), als antizipierte Schädigung (*Bedrohung*) oder (bei stärkerer Betonung des potentiellen Nutzens gegenüber der möglichen Schädigung) als eine "schwer erreichbare, vielleicht risikoreiche, aber mit positiven Folgen verbundene Meisterung" (*Herausforderung*).

29 "Auf diese Weise entstehen sie unmittelbar nach der Aktualisierung des Motivs (des Bedürfnisses) und bevor das Subjekt seine Tätigkeit rational wertet" (Leontjew 1979, S. 189).

30 Leontjew unterscheidet begrifflich zwischen verschiedenen emotionalen Ebenen und Klassen (1979, S. 191): "die Affekte, die plötzlich und blitzartig entstehen (wir sagen: *mich* hat die Wut gepackt, aber *ich* habe mich gefreut), die eigentlichen Emotionen - vorwiegend

Die Anthropologie hat das, was Helmut Plessner einmal die "exzentrische Positionalität" des Menschen nannte, zum Anlaß genommen, den Menschen als eine Trias zu betrachten, in der sich das Bewußtsein mit der äußeren und inneren Welt verbindet. Die "exzentrische" Beziehung des Menschen zu seinem Körper, die dadurch getragen wird, daß der Mensch sein Körper *ist* und zugleich seinen Körper zur Verfügung *hat*, läßt die menschliche Selbsterfahrung als eine "Balance zwischen Körper- Sein und Körper- Haben" erscheinen (vgl. Berger und Luckmann 1980, S. 53). Im Anschluß an Plessners Menschenbild findet sich bei Arnold Gehlen (1966, S. 260f.) die - für die gesellschaftliche "Position" eines *theoretischen* Verhältnisses zur Welt - bezeichnende Metapher, in der das "Ich" als "*Mitte und Besitzer des Leibes und der Seele*" (Hervorhebungen durch M.F.), als ein in der "Ort- und Zeitlosigkeit der eigenen Stellung" verharrender *Zuschauer (theōros)* erscheint:

"Im Menschen gewinnt das Zentrum der *Positionalität*, auf dessen Distanz zum eigenen Leibe die Möglichkeit aller Gegebenheit beruht, zu sich selber Distanz. Damit weiß er um sich selbst, ist sich selber bemerkbar und darin 'Ich', der 'hinter sich' liegende Fluchtpunkt der eigenen Innerlichkeit, der jedem möglichen Vollzug des Lebens aus der eigenen Mitte entzogen den Zuschauer gegenüber dem Szenarium dieses Innenfeldes bildet. Damit ist die Spaltung in Außenfeld, Innenfeld und Bewußtsein vollzogen. Der Mensch vermag zwischen sich und seine Erlebnisse eine Kluft zu setzen, ist diesseits und jenseits der Kluft, gebunden in Körper, gebunden in der Seele, und zugleich nirgends, ortlos außer aller Bindung in Raum und Zeit, und so ist er Mensch. Das Leben des Menschen ist, ohne die Zentrierung durchbrechen zu können, zugleich aus ihr heraus *exzentrisch*. (...) Das Ich steht hinter sich selbst, ortlos, im Nichts, und hat zugleich das Erlebnis seiner Orts- und Zeitlosigkeit als des außerhalb seiner selbst Stehens. Das Ich sieht dem Wollen, Denken, Treiben und Empfinden zu und lebt wieder unmittelbar in diesen, ein unaufhebbarer Doppelaspekt, es lebt diesseits dieses Bruches als Seele und Körper und jenseits als psychophysisch neutrale Einheit dieser Sphären" (Gehlen 1966, S. 260 in Anlehnung an Plessner).

Als offenbar teilnahmsloser Beobachter des subjektiven Er- Lebens erscheint das "*Ich*" hier wie ein verinnerlichtes Abbild jener berufsmäßigen Haltung, die der Anthropologe als ein "objektiver" Beobachter und Theoretiker der Menschen einnimmt. Diese Art von Anthropologie betrachtet das aus dem praktischen (Er-)Leben herausgerissene "Selbst"(- Bewußtsein), nicht die lebendigen Menschen in ihrer jeweiligen Praxis mit ihren psychischen und äußeren "sinnlichen" Tätigkeiten. Spuren dieses kognitivistischen Mißverständnisses menschlicher Subjektivität lassen sich auch bei George H. Mead finden.³¹ Für Mead liegt der

ideatorische und situative Zustände, gegenständliche Gefühle, die mit den letztgenannten zusammenhängen, das heißt stabiles, im Gegenstand gleichsam kristallisiertes (*Stendhal*) emotionales Erleben" sowie die "Stimmungen".

31 Die Betonung des reflexiven Charakters der Steuerung menschlichen Handelns und die enge Verbindung zwischen dem "praktischen Bewußtsein" und dem "Konzept der Routini-

entscheidende Aspekt der Identität ("Self") darin, daß sie für sich selbst *Objekt* sein kann und die Erfahrungen einer Person - im Gegensatz zur unmittelbar *ablaufenden* Erfahrung - zu einer "Erfahrung der Identität" *organisiert* (vgl. 1973, S. 177ff.). Während sich auf der kognitiven Ebene ein "Me" herausbildet - das sich selbst als Objekt erfahrende "Ich" -, ist eine entsprechende Distanzerfahrung des Körpers bei Mead nicht vorgesehen.³² Dies ist ein entscheidender Mangel seiner Subjekttheorie, weil dadurch die kognitiven Prozesse von den emotionalen getrennt werden und die "Ganzheitlichkeit" der sinnlichen Erfahrungen wie der menschlichen Identität gespalten wird.³³ Als Kernbestandteil der individuellen Identität fungiert das "Ich" ("I") bei Mead wie ein *kognitives Regulationszentrum* des menschlichen Handelns, das "Identitäts-Gefühle" zu einem Epiphänomen der reflexiven Akte herunterspielt.

"Man sollte die zentrale Position des Denkprozesses betonen, wenn man das Wesen der Identität betrachtet. Selbst- Bewußtsein liefert im Gegensatz zur affektiven Erfahrung mit ihren motorischen Begleiterscheinungen den Kern und die primäre Struktur der Identität, die daher im Grunde viel mehr ein kognitives als ein emotionelles Phänomen ist. Das Denken oder der intellektuelle Prozeß - die Verinnerlichung und innere Dramatisierung der äußeren Übermittlung signifikanter Gesten durch den Einzelnen, als sein wichtigstes Mittel, andere, zur selben Gesellschaft gehörige Wesen zu beeinflussen -, ist die früheste Erfahrungsphase in der Genesis und Entwicklung der Identität" (Mead 1973, S. 216).

Für die verstehende Soziologie Max Webers gehören menschliche Gefühle, d.h. "Affekte" und "Gefühlslagen", wie selbstverständlich zum soziologischen Gegenstand, jedenfalls soweit die Emotionen in einer *sinnhaften Beziehung* zur (sozialen) Außenwelt stehen, d.h. aus ihrem subjektiv gemeinten Sinn heraus ver-

sierung" zeigt, daß auch von Anthony Giddens (1988, S. 54ff.) ein kognitivistisches "Stratifikationsmodell des handelnden Selbst" vertreten wird, das die *emotionalen* Aspekte der Körperlichkeit des Menschen vernachlässigt. Dies führt dazu, daß Giddens die soziale Seins- und Gebrauchsweise des Körper entstrukturiert ("grundlegendes Sicherheitssystem", "ontological security" bzw. "Seinsgewißheit") und die körpernahen, nicht-rationalisierbaren Überreste im Schwarzen Loch des "Unbewußten" (S. 55) verschwinden läßt.

- 32 Auch wenn die emotionale Seite der menschlichen Subjektivität nicht zu den Differenzierungsleistungen fähig sein dürfte, die der kognitiven Seite üblicherweise zugeschrieben werden, so ist die Objektivierung des Selbst auch *emotional* organisiert, z.B. bei Empfindungen wie Schmerz, Müdigkeit oder Anstrengungen. Das unmittelbare Körper-Sein läßt sich nur im Zusammenspiel der Kognitionen und Emotionen vom sinnlich vermittelten Körper-Haben unterscheiden.
- 33 Das Mysterium des Zusammenspiels zwischen dem, was George H. Mead als "I", "Me" und "Self" bezeichnet (oder dem, was bei Sigmund Freud - mit einer Akzentverschiebung weg von der weitgehend kognitiv bestimmten Identität hin zur unbewußten Impulsivität und Triebhaftigkeit - als "Ich", "Über-Ich" und "Es" auftaucht), kann auch von mir nicht aufgelöst werden. Auf den weniger ausgetretenen Pfaden erhoffe ich allerdings Einsichten, die auf den Autobahnen des "Mainstreams" ausbleiben oder ausgeblendet werden.

ständig erklärbar sind (1968, S. 429f.): "Subjektiv sinnhaft auf die Außenwelt und speziell auf das Handeln anderer bezogen sind auch die Affekthandlungen und die für den Ablauf des Handelns, also indirekt, relevanten 'Gefühlslagen', wie etwa: 'Würdegefühl', 'Stolz', 'Neid', 'Eifersucht'."

Gefühle sind für Max Weber ein legitimer Gegenstand der Soziologie, solange sie sinnhaft auf (soziale) "Objekte" gerichtet sind, was in der Alltagssprache gewöhnlich durch den Gebrauch von Präpositionen angezeigt wird (z.B. Stolz *auf* und Liebe *zu* etwas oder jemanden, Würdegefühl *wegen* etwas oder jemand). Der Sinnbezug ist dabei unabhängig von den im Spiel befindlichen "psychischen Gegebenheiten" oder "physiologischen Erscheinungsformen" zu begreifen (ebd., S. 430), was im Grunde genommen überhaupt erst die Eigenständigkeit einer soziologischen Beschäftigung mit menschlichen Emotionen ermöglicht.³⁴

Die Emotionen zur und in der Arbeitstätigkeit sind in der Arbeitssoziologie und -psychologie meistens entweder mißachtet oder nicht mit der gleichen Motivationskraft und Systematik verfolgt worden wie dies für kognitive Phänomene gilt.³⁵ Wie Michael Frese (1990) in einem Essay über "Arbeit und Emotion" herausgestellt hat, sind die Verbindungen zwischen *negativen* Gefühlen und arbeitsbedingtem *Streßphänomenen* in der psychologischen Belastungsforschung zwar im Vergleich zu positiven Gefühlen nicht so stark vernachlässigt worden, dennoch wurden auch dort "bezeichnenderweise die lebhaftesten Gefühle weit-

34 Auf der neurophysiologischen Ebene lassen sich emotionale Prozesse nur unzureichend beschreiben, geschweige denn in ihrer sozialen Tragweite erklären. Die - wenn man so will - "materiellen" oder "substanziellen" Dimensionen von Gefühlen sind zwar als psychophysiologische Größen meßbar (z.B. über Pulsfrequenz, Blutdruck, Hautwiderstand oder über die "elektrischen" Aktivitäten des Gehirns), diese Maße sind jedoch ohne eine transformierende Vermittlungsleistung, die die "Übergänge" (Leontjew) zwischen den jeweils eigendynamisch ablaufenden neuro-physiologischen, psychischen und sozialen Prozessen rekonstruiert, letztlich bedeutungslos. Aus der hirnelektrischen Aktivität, die mit bestimmten Emotionen verbunden ist, lassen sich keine sinnvollen Rückschlüsse auf die dabei ablaufende psychische oder soziale Handlungsregulation ziehen, auch wenn die menschliche Gefühlswelt den "Eigengesetzlichkeiten" von Neuronen und Hirnströmen nicht widersprechen kann.

35 Die Verwendung von Begriffen wie z.B. "Produzentenstolz" ist zwar in der Arbeits- und Industriesoziologie verbreitet (vgl. z.B. bei Littek 1983, S. 102), aber weitgehend unsystematisch und beiläufig, ohne eine emotionstheoretische Begründung. Auch die industriesoziologische Erforschung der Körperlichkeit von Arbeit ist meist unter dem Aspekt des "Selbstbewußtseins" körperlich Arbeitender (vgl. z.B. bei Kern und Schumann 1977, S. 23f oder Baethge 1991, S. 7) erfolgt, eine systematischere Behandlung hat allenfalls das Themenfeld "Arbeiterbewußtsein" erfahren. In der Arbeitspsychologie zeigt sich die Vernachlässigung oder Nachrangigkeit der menschlichen Gefühle und Emotionen z.B. bei Hacker (1986), und zwar in der hohen Gewichtung, die den kognitiven Prozessen der "Ausführungsregulation" zukommt gegenüber der auch durch emotionale Beziehungen zur Wirklichkeit geprägten "Antriebsregulation".

gehend ausgeblendet, wie z.B. Scham, Neid, Haß, Schuld, Reue oder Erniedrigung" (ebd., S. 287). Die Rolle *positiver* Gefühle wie Freude, Stolz, Faszination, Begeisterung, Liebe, Zuneigung, Solidarität oder Gruppenzugehörigkeit ist bislang kaum untersucht worden, obwohl es neben finanziellen Gründen vor allem die positiven Gefühle sind, "die den Arbeiter in der Arbeit halten, die Leistungen und besonders eine hohe Qualität der Produkte ermöglichen, die ihn davon abhalten, öfter abwesend zu sein, die ihn für die Mühen der Arbeit kompensieren und die streß- kompensatorisch und gesundheitsfördernd wirken können" (ebd.).

Die enorme Bedeutung der Gefühle in der Arbeit ist nicht nur auf ihre Allgegenwärtigkeit zurückzuführen, darüberhinaus erfüllen sie auch eine wichtige handlungsregulierende Funktion, besonders was die Antriebsregulation betrifft: "Gefühle haben die Funktion, Handlungen unter erschwerten Bedingungen aufrechtzuerhalten" (Frese 1990, S. 287). Die meisten Gefühle unterstützen die Handlungsfähigkeit, sobald sich Hindernisse auftun, die den gewohnten oder erwarteten Handlungsablauf stören. Unter *erschwerten Bedingungen* können Emotionen die gefährdete Handlungsmotivation stabilisieren oder verstärken (selbstverständlich auch weiter reduzieren). Die Bedeutung arbeitsbezogener Emotionen erläutert Michael Frese am Beispiel von "Stolz" und "ästhetischen Gefühlen" in der Arbeit, zweier positiver Emotionen, die eng mit einer Orientierung auf die Qualität der Arbeitsergebnisse und Arbeitsabläufe zusammenhängen (vgl. im folgenden ebd., S. 289ff.).

Am Beispiel des positiven Gefühls, auf etwas *stolz* zu sein, konzentriert sich Frese (übrigens ähnlich wie Leontjew) in erster Linie auf gegenständliche Emotionen, die sich entweder "produktorientiert" und ergebnisbewertend auf ein bestimmtes Produkt (z.B. "Produktstolz") oder "prozeßorientiert" und handlungsbewertend auf die Qualität einer ausgeführten Tätigkeit (z.B. "Produzentenstolz") beziehen können. Seiner Auffassung nach ist die Entstehung von Stolz ein Prozeß, der aus der erfolgreichen Überwindung einer unerwarteten "Barriere" resultiert, sobald man das Überwinden dieses Hindernisses sich selbst zuschreibt (attribuiert). Das Gefühl des Stolzes ist auf die Arbeitsaufgabe orientiert und kann durch Vergleiche mit (schlechteren) eigenen Leistungen aus der Vergangenheit oder durch Vergleiche mit schlechteren Leistungen anderer noch verstärkt werden, vor allem, wenn es sich um eine Arbeit handelt, die von großer gesellschaftlicher Bedeutung ist. Solche Gefühle des Stolzes werden auch von Fernfahrern beschrieben, wenn es darum geht, die arbeitsbedingten "Barrieren" zu überwinden, oder "natürliche" Behinderungen, die z.B. durch Witterungseinflüsse oder ein hohes Verkehrsaufkommen gegeben sind, zu meistern.

"Man ist allein auf sich gestellt, man muß die unterwegs auftretenden Störungen im Transportablauf (etwa technische Defekte, Zollprobleme usw.) selbständig und eigenverantwortlich überwinden. Man ganz persönlich trägt die Verantwortung für 'sein' teures Fahrzeug und die

oft noch weitaus teurere Ladung, ähnlich wie der Kapitän eines Schiffes oder Flugzeuges" (Plänitz 1983, S. 248).³⁶

Wie das Beispiel der Fernfahrer aber zeigt, läßt sich die gefühlsbetonte Überwindung von arbeitsbedingten Barrieren nicht nur auf jene Hindernisse beschränken, die durch unvorgesehene Ereignisse, durch unerwartete Schwierigkeiten bei der Handlungsausführung oder durch unerwünschte Interventionen von anderen entstehen, d.h. wenn die Handlung *nicht mehr* ruhig und in den gewohnten oder erwarteten Bahnen verläuft (Frese 1990, S. 289). Was solche unvorhersehbaren Ereignisse zu stolzerzeugenden Hindernissen macht, ist nicht das Unvorhersehbare schlechthin, sondern der Charakter einer *Herausforderung*, den die erfolgreiche Bewältigung dieser unerwarteten Schwierigkeiten annimmt. Dies zeigt sich beispielsweise bei Fernfahrern, bei denen selbst vergleichsweise monotone Fahrtätigkeiten angesichts der außergewöhnlichen Belastungen und Beanspruchungen, vor allem aber wegen der überlangen Arbeitszeiten, sich als eine Herausforderung interpretieren lassen, bei der die physische und psychische Ausdauer, besonders das Wachbleiben und die Vermeidung des Sekundenschlafs während eintöniger Nachtfahrten durchaus stolzfähig sind. Auch ohne ein Auftauchen situativer Hindernisse können die "normalen" Arbeitstätigkeiten eines Fernfahrers auch in ihren gewohnten und erwarteten Bahnen als eine Kette permanenter Herausforderungen *empfunden* werden, allerdings (nur) in vergleichender Bezugnahme auf Arbeitsleistungen, die von anderen Beschäftigtengruppen unter "normalen" Arbeits(zeit)bedingungen in Industrie und Verwaltung erbracht werden.

Ein weiterer Kritikpunkt ist die Körperlosigkeit, mit der Frese das Gefühl des Stolzes einführt, präziser: die fehlende *Geschlechtsspezifität*. Meine Annahme ist, daß die Überwindung unerwarteter Barrieren keinem geschlechtsneutralen Muster unterliegt (ebensowenig, wie ich es für zufällig halte, daß das Adjektiv "stolz" im alltäglichen Sprachgebrauch häufig als ein männliches Attribut verwendet wird, z.B. "stolzer Vater"): Je stärker sich die Problembewältigung unter dem Gesichtspunkt einer kämpferischen Auseinandersetzung (auch in den sprachlichen Formen einer kriegerischen Metaphorik) darstellen läßt, desto eher ist zu erwarten, daß die Überwindung dieser Barrieren den Charakter einer "maskulinen" Herausforderung erhält, eine geschlechtsspezifische gesellschaftliche Um-

36 In dieses Bild passen die "offiziellen" Versuche, das in der Autofahreröffentlichkeit stark angeschlagene Image des Fernfahrers mit Hilfe entsprechender Kampagnen und Sympathiewerbungen des Bundesverbandes des deutschen Güterfernverkehrs durch die Beteuerung der gesellschaftlichen Nützlichkeit aufzumöbeln. Die Fernfahrer selbst scheinen sich allerdings der großen gesellschaftlichen Bedeutung ihrer Arbeit nicht immer so (selbst)sicher zu sein, sonst müßte die Bedeutung ihrer Leistungen in den Kampagnen und in zahlreichen Trucker-Liedern nicht so penetrant beschworen werden.

wertung, die bereits von Thorstein Veblen als Abgrenzung zwischen ehrenvoller, männlicher "Heldentat" und unehrenhafter, weiblicher "Plackerei" erkannt worden ist (vgl. 1981, S. 27). Diese Implikationen, die für die Entstehung von Gefühlen des Stolzes bei der männlichen (Fach)Arbeiterschaft im allgemeinen und den Fernfahrern im besonderen, wesentlich sind, übersieht Frese ebenso wie die fundamentale Bedeutung der "Ehre" für den Zusammenhang von Arbeit und Emotion. Sowohl der "Stolz" als positives Gefühl erfolgreicher Bewältigung von Barrieren als auch die "Scham" als das komplementäre, negative Gefühl, das aus gescheiterten Versuche resultiert, stehen beide in enger Verbindung mit einem übergreifenden "Gefühl": dem Gefühl für die persönliche und soziale "Ehre" der mit Arbeitstätigkeiten verbundenen Leistung (zur Bedeutung der "beruflichen Ehre" für die soziale Gruppierung der Fernfahrer vgl. auch Kapitel 5).

Die individuellen Akte der Wahrnehmung und Erkenntnis, der Bewertung und Bewältigung von Unsicherheiten sind stets sprachlich-symbolisch vermittelt, weshalb sie im Rahmen (sub)kultureller Symbolsysteme verortet und im Kontext sozialer Kooperation und Gruppenbildung betrachtet werden müssen. Dies macht eine *sozialökologische* Vertiefung der Bewertungs- und Bewältigungsprozesse innerhalb des transaktionalen Person- Umwelt- Modells erforderlich.³⁷

Die Verwendung des Ökologiebegriffs verweist grundsätzlich auf den Aspekt der (wechselseitigen) Beziehungen zwischen Lebewesen (Menschen bzw. soziale Akteure) und ihrer (soziokulturellen) Umwelt. Auf dieser allgemeinen Ebene des begrifflichen Verständnisses beschäftigt sich die Sozialökologie mit wechselseitigen, sozial und kulturell strukturierten Mensch- Umwelt- Regulationen, in denen einerseits die "Anpassung" der Handelnden an ihre Umweltbedingungen, andererseits die "Veränderung" dieser Handlungsbedingungen durch die Akteure erfolgt (vgl. für entsprechende Vorstellungen in der "Ökopsychologie" z.B. Mogel 1984, S. 17ff.).³⁸

In der Biologie wird unter "*Regulation*" unter anderem die "selbsttätige Anpassung *eines* Lebewesens an wechselnde Umweltbedingungen unter Aufrechterhaltung eines physiologischen Gleichgewichtszustandes im Organismus" verstanden (Duden "Fremdwörterbuch" 1974, S. 623; Hervorhebung durch M.F.). Eine ähnliche Auffassung der aktiven menschlichen "Adaptation" an die soziale Umwelt ist auch in der Psychologie vertreten worden, beispielsweise von Jean Piaget ("Selbst- Regulation", "Äquilibrium", vgl. z.B. 1969), von Sergej L.

37 Genau genommen vertreten Lazarus und Launier (1981) einen ökologischen bzw. "ökopsychologischen" Ansatz (vgl. z.B. "Person- Umwelt- Beziehungen", "Kräftegleichgewicht", "Anpassungsfähigkeit" oder "Person- Umwelt- Problem").

38 Der Begriff der Sozialökologie bezieht sich hierbei nicht auf eine gleichnamige Forschungsrichtung innerhalb der Stadt- und Siedlungssoziologie, die von Park und Burgess zu Beginn der zwanziger Jahre in den USA begründet worden ist.

Rubinstein ("Psychische Prozesse und Regulation der Tätigkeit", vgl. 1966) und im Anschluß daran von Winfried Hacker ("Psychische Regulation von Arbeitstätigkeiten", vgl. 1986), dessen Handlungsregulationstheorie mittlerweile zum Standardrepertoire der Arbeitspsychologie geworden ist.³⁹ Demgegenüber hat der Regulationsbegriff in der Soziologie bislang noch keinen festen Fuß fassen können, obwohl sich seine Verwendung beispielsweise innerhalb systemtheoretischer Ansätze andeutet (vgl. z.B. Selbstregulation als "Autopoiesis" bei Niklas Luhmann oder neuere Beiträge von Walter L. Bühl), die sich in jüngster Zeit an Modellen von Ilya Prigogine und anderen zur Entwicklung physikalisch-chemischer, "thermodynamischer" Systeme orientieren ("Selbstorganisation", "dissipative Strukturen"). Da der Regulationsbegriff offenbar auf die aktiven Subjekt-Umwelt-Bezüge des *Individuums* ausgerichtet ist (z.B. in der Biologie oder psychologischen Handlungsregulation), erscheint mir seine Verwendung im Bereich des Sozialen nicht ganz unproblematisch.⁴⁰

Die Betonung der wechselseitigen, auf bestimmte materielle oder ideelle Gegenstände hin orientierten Anpassungs- und Veränderungsprozesse erinnert an Versuche von Jean Piaget und von Vertretern der "kulturhistorischen Schule" innerhalb der sowjetischen Psychologie (z.B. Leontjew), die "dialektischen" Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt - allerdings ohne Beanspruchung des Ökologiebegriffes - begreifbarer zu machen. Der Begriff der Sozialökologie ist von Franz Friczewski (1988) am Wissenschaftszentrum Berlin in Untersuchungen zur Pathologie industrieller Arbeit explizit verwendet worden, um ein an Gregory Bateson (1981) anschließendes "ökologisches Paradigma" der Regulation arbeitsbedingter Erkrankungen über ein "*System wechselseitig ineinandergreifender*

39 Der Regulationsbegriff scheint mir für das, worum es in sozialökologischen Modellen geht, angemessener zu sein als der Begriff "Regulierung", der das Moment der Planmäßigkeit und Zielgerichtetheit sowie die Vorstellung bewußter Eingriffe in das Geschehen im Sinne einer "Regelung" oder der "Herstellung des gleichmäßigen, richtigen Ganges einer Maschine, Uhr o.ä." (vgl. Duden "Fremdwörterbuch" 1974, S. 623) zu stark betont.

40 Der von mir bevorzugte Reproduktionsbegriff (vgl. Kapitel 3.3) akzentuiert zwar den aktiven Beitrag *sozialer* Akteure an der Veränderung oder Wiederherstellung der bestehenden gesellschaftlichen Voraussetzungen (z.B. soziale Tausch-, Kampf- und Konkurrenzbeziehungen), allerdings ohne die Konstitution sozialer Strukturen *ausschließlich* als Resultat einer (un)bewußten *Regulationstätigkeit* individueller Akteure zu begreifen und ohne den relativ hohen Grad an *gesellschaftlicher* Kontrolle und Organisation zu unterstellen, der den *Regulierungsbegriff* kennzeichnet, der sich ausschließlich auf die bewußten, planmäßig organisierten (arbeits)politischen Auseinandersetzungen zwischen den maßgeblichen sozialen Akteuren bezieht (z.B. staatliche Interventionen über gesetzliche Normierungen, Sozialvorschriften etc.; tarifvertragliche Regelungen zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften o.ä.). Die "intentionale" Färbung des Regulations- und Regulierungsbegriffs unterschlägt einen wesentlichen Kontingenzfaktor gesellschaftlicher Reproduktion: die "soziale Auslese" (Weber).

und sich so (re)produzierender *Regelkreise*" zu begründen (vgl. Friczewski 1985; hier S. 212).⁴¹ Mit dem ökologischen Regelkreismodell, das eine enge wechselseitige Verknüpfung zwischen belastenden objektiven Strukturen und subjektiven Merkmalen (pathogene Belastungsbewältigungsmuster) unterstellt ("Theorem der funktionalen Verschränkung", 1988, S. 36), versucht Friczewski das scheinbare Paradoxon aufzulösen, daß pathogenes Bewältigungsverhalten nicht nur eine Folge, sondern gleichzeitig auch eine Voraussetzung pathogener Arbeitsstrukturen ist (vgl. 1985, S. 231ff.; 1988, S. 36ff.). Die Untersuchung der Herzinfarktgenese in Arbeitssystemen, die durch eine *"unterdeterminierte Drucksituation"* gekennzeichnet sind, d.h. durch eine relative Autonomie bei zugleich relativ rigiden betrieblichen Kontrollstrukturen (vgl. auch "kontrollierte Autonomie" bei Wotschak 1985), weist grundlegende Parallelen auf zur Arbeitssituation von Fernfahrern, denen ebenfalls vergleichsweise hohe Autonomie-spielräume zugebilligt werden, allerdings innerhalb der relativ rigiden (Zeit-) -Vorgaben der Tourendisposition.⁴²

Die Perspektive des sozialökologischen Ansatzes von Friczewski ist allerdings noch zu sehr auf die Risikobewältigung innerhalb der Interaktionsbeziehungen innerbetrieblicher Strukturen begrenzt, in denen kopräsente, unmittelbar miteinander handelnde Akteure tätig werden. Mit dem Begriff der sozialen Reproduktion möchte ich dagegen einen weiter gesteckten Horizont der *gesellschaftlichen* Realität arbeits- und berufsbedingter Risiken in den Blick nehmen. Die Risikoregulation innerhalb betrieblicher Arbeitssysteme wird zwar durch die gesellschaftliche Reproduktion der Risiken nicht vollständig determiniert, sie wird aber durch die ungleiche soziale Verteilung von Bewältigungsressourcen zugleich begrenzt und ermöglicht. Meine Annahme ist, daß die Reproduktion der arbeits- und berufsbedingten Risiken von Fernfahrern nicht nur, aber doch in entscheidendem Maße, über *subkulturelle Formen* erfolgt, durch die den riskanten Arbeitsleistungen ein "sozialer Sinn" verliehen wird.

41 Ausgangspunkt sozialwissenschaftlicher Krankheitskonzeptionen ist meist die gegenläufige Entwicklung hoher bzw. steigender Leistungsanforderungen und sinkender Leistungsmöglichkeiten: Prozesse der Belastungskumulation, der situativen Aufschaukelung, der Selbstüberforderung sowie riskantes Gesundheitsverhalten und Verschleiß führen die "Leistungsschere" zu einem "Teufelskreis" ansteigender Überforderung, bei dem ein erneuter Belastungsschub auf der Grundlage der Vorschädigungen zur Entstehung von Krankheiten beiträgt (vgl. Maschewski 1984, S. 36f.).

42 Inwieweit sich die pathogenen Arbeitsbedingungen auch bei Fernfahrern in Form von Qualitäts-, Rollen-, Inkonsistenz- und Zeitdruck (Verantwortungssog, mangelnde Routinisierbarkeit) im einzelnen nachweisen lassen, kann mangels empirischen Materials derzeit noch nicht beantwortet werden.

3.3 Über den sozialen Sinn riskanter Arbeitsleistungen. Vorschläge für ein Verständnis subkultureller Formen der Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken

"Der dualistischen Sicht, die nur den für sich selbst durchsichtigen Bewußtseinsakt oder das in der Äußerlichkeit determinierte Ding anerkennen will, muß daher die reale Logik des Handelns entgegengesetzt werden, die zwei Objektivierungen der Geschichte gegeneinanderstellt, die Objektivierung in den Leibern und die Objektivierung in den Institutionen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, zwei Zustände des Kapitals, ein objektiviertes und ein einverleibtes, durch welche Distanz zur Notwendigkeit und ihren Dringlichkeiten geschaffen wird. (...)

Als ständig von regelhaften Improvisationen überlagerte Erzeugungsgrundlage bewirkt der Habitus als praktischer Sinn das Aufleben des in den Institutionen objektivierten Sinns: als Produkt einer Prägungs- und Aneignungsarbeit, die notwendig ist, damit die Erzeugnisse der kollektiven Geschichte als objektive Strukturen in Form der dauerhaften und angepaßten Dispositionen reproduziert werden können, die für das Funktionieren dieser Institutionen nötig sind, ermöglicht eben der Habitus (der sich im Verlauf einer besonderen Geschichte bildet und dabei der Einverleibung seine besondere Logik aufzwingt und durch den die Handelnden an der in den Institutionen objektivierten Geschichte beteiligt sind), Institutionen zu bewohnen (*habiter*), sie sich praktisch anzueignen und sie damit in Funktion, am Leben in Kraft zu halten, (...) den Sinn, der sich in ihnen niedergeschlagen hat, wieder aufleben zu lassen, wobei er ihnen allerdings die Korrekturen und Wandlungen aufzwingt, die Kehrseite und Voraussetzung dieser Reaktivierung" (Bourdieu 1987, S. 106f).

Nach allem, was wir bislang über die arbeits- und berufsbedingten Risiken von Fernfahrern und den Zusammenhang zwischen der Entstehung von Risiken und der Herausbildung von Formen der Risikobewältigung wissen, sieht es so aus, als ob die Fahrer selbst einen aktiven Beitrag zu ihrer Gefährdung leisteten. Wie hoch aber der genaue Grad der Selbstausschöpfung oder Selbstbelastung und das exakte Ausmaß der Eigenbeanspruchung einzuschätzen ist, kann auf dem gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht präzise beurteilt werden. Dazu bedarf es zunächst einmal eines Forschungsansatzes, der überhaupt die Frage nach der *Selbstgefährdung* aufwirft und zu operationalisieren versucht. Im folgenden soll ein entsprechender Forschungsansatz begründet und - soweit dies gegenwärtig ohne eigene Felderhebungen möglich ist - in den nachfolgenden Kapiteln anhand empirischen Materials plausibel gemacht werden.

Im eingangs zitierten Textauszug macht Pierre Bourdieu auf den folgenreichen Irrtum aufmerksam, zwei Objektivierungsweisen menschlicher Geschichte als voneinander isoliert zu begreifen. Während der "Objektivismus" dazu neigt, die Institutionalisierung sozialer Strukturen getrennt von der Geschichte der Individuen und sozialen Gruppen zu beobachten, die mit ihren Handlungspraktiken zur (Re)Produktion sozialer Strukturen beitragen, neigt der "Subjektivismus" dazu, die Äußerungen des individuellen Bewußtseins losgelöst von der Geschichte der

sozialen Strukturbildung zu betrachten. Aus Akteurssicht erscheinen soziale Strukturen immer zugleich als Einschränkungen (Zwänge, "constraints") *und* als Ermöglichungen von Handlungskontingenz, eine sozialtheoretische Position, für die sich in letzter Zeit vor allem Anthony Giddens (1988, z.B. S. 215) stark gemacht hat. Seine Konzeption der "Dualität von Struktur" (Giddens 1984, S. 148; 1988, S. 77ff.) betont dabei zwar die Soziogenese *institutioneller* Strukturbildung, die als Medium und Resultat der rekursiv organisierten Handlungspraxis fungiert, die soziale Strukturierung in der Genese der *Handlungssubjekte* aber bleibt in Giddens Strukturierungstheorie merkwürdig unterbelichtet.⁴³

Hier führt das "Habitus- Feld- Konzept" von Pierre Bourdieu (1979, 1983, 1985, 1987) weiter, für den die institutionelle und die subjektive Geschichte so tiefgreifend miteinander verwoben sind, daß sie als zwei komplementäre Seiten eines Ganzen erscheinen: der Entstehung und Reproduktion von "*sozialem Sinn*". Jede gesellschaftliche Institution (z.B. jede Wirtschaftsform) ist nur dann sozial reproduzierbar, "wenn sie dauerhaft nicht nur in Dingen, also in der über den einzelnen Handelnden hinausreichenden Logik eines bestimmten Feldes objektiviert ist, sondern auch in den Leibern, also in den dauerhaften Dispositionen, die diesem Feld zugehörigen Erfordernisse anzuerkennen und zu erfüllen" (Bourdieu 1987, S. 108). Die Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken ist damit als ein sozialer Prozeß zu begreifen, der die Erzeugung von "Habitusformen" einschließt, die als "Systeme dauerhafter und übertragbarer *Dispositionen*" eine Art von praktischem Sinn verkörpern, der als Grundlage bei der Erzeugung und Ordnung von Praktiken und Vorstellungen wirksam wird (ebd., S. 97f.).

Aus dieser Sicht reicht es keineswegs aus, die beiden Objektivierungsformen menschlicher Geschichte - das subjektiv Einverlebte und das in sozialen Institutionen objektiv Vergegenständlichte - isoliert voneinander *nur* in ihrer jeweiligen Eigendynamik zu untersuchen. Soweit Menschen in ihrer praktischen

43 Giddens verfolgt ein fragwürdiges Sozialisationsverständnis, wenn er die Subjektbildung an dubiose anthropologische Konstanten bindet ("grundlegendes Sicherheitssystem", "Ur"-Phänomen der "Seinsgewißheit", vgl. 1988, S. 92, 100ff., 111- 120), statt zu versuchen, die gesellschaftliche Strukturierung der Subjektgenese und der sozialen Integration "klassentheoretisch" zu begründen und auf ein Aneignungs- Vergegenständlichungs- Modell zu stützen, das der *Gegenständlichkeit* als Medium der Menschwerdung den gebührenden Stellenwert zuweist. Eine Position im sozialen Raum hängt ab von der Fähigkeit, ökonomische, kulturelle und soziale Handlungsressourcen anzueignen und dieses "Kapital" (Bourdieu) für die soziale Laufbahn zu verwerten. Die reflexiven Aktivitäten der Akteure in der sozialen Welt lassen sich ebensowenig wie die "Seinsgewißheit" an ein "Sicherheitssystem" binden, ohne dabei zugleich die besondere Perspektivität *meiner* Un- Sicherheiten, Un- Gewißheiten und *meiner* "Vertrauenshaltung" gegenüber der Kontinuität der Welt und des Selbst, die in der "durée" *meines* Alltagslebens steckt, aus den Augen zu verlieren.

Arbeitstätigkeit auf die *äußere*, "objektive" Welt einwirken und sie verändern, verändern sie zugleich ihre *innere*, "subjektive" Welt (vgl. Marx, MEW 23, S. 192). Der "soziale Sinn" eines Gegenstandes, einer Vorstellung oder einer Tätigkeit für ein Individuum oder eine Gruppe von Menschen existiert danach immer zugleich in zweiseitiger Form als ein *objektivierter* "Sinn" und als ein, den objektiven Sinn (re)aktivierender *subjektiver* "Sinn", wobei die soziale Reproduktion des Sinngehaltes innerhalb von Subjekt- Umwelt- Beziehungen über die Einverleibung des Gegenständlichen (Interiorisierung) und die Vergegenständlichung des Subjektiven erfolgt.

Die soziale Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken, so mein Vorschlag, soll die Entstehung, Wiederherstellung und Veränderung von Risikokonstellationen unter Bezugnahme auf den *sozialen Sinn* untersuchen, der - im vorliegenden Fall - in der Transportarbeit und den mit ihr verbundenen, besonderen Lebenschancen und -risiken enthalten ist. Zentraler Bezugspunkt für eine soziologische Risikoforschung ist damit nicht die auf die individuelle Konstitution zugeschnittene Belastungs- Beanspruchungs- Konstellation, sondern die Herausbildung spezifischer Arbeits- und Berufskulturen, in deren Kontext sozialer Sinn erzeugt wird (vgl. Kapitel 5). Bei subalternen, "arbeitenden Klassen", so meine These, findet eine subkulturelle Konstitution von sozialem Sinn statt: Auf der Grundlage einer tendenziellen Übereinstimmung zwischen objektiv begrenzten Möglichkeiten der Risikobewältigung und den an diesen Grenzen orientierten subjektiven Erwartungen werden - in einer Art "Liebe zum Schicksal" (*amor fati*) - im Management des Mangels die Entscheidungen für das Notwendige bevorzugt (vgl. Bourdieu 1982, S. 585ff. zum "Notwendigkeits- Geschmack").

"Dafür, daß die soziale Ordnung sich fortschreitend in den Köpfen und Gehirnen der Menschen festsetzt, sorgen neben den mit den jeweiligen sozialen Verhältnissen gegebenen unterschiedlichen und Unterschiede produzierenden Konditionierungsprozessen die der Sozialstruktur und deren strukturierender Wirkung zugrundeliegenden Ein- und Ausschließungen, die Vereinigungen (Heiraten, emotionale Bindungen, Zweckbündnisse, etc.) und Trennungen (Unvereinbarkeiten, Brüche, Auseinandersetzungen, Kämpfe, etc.), sorgen all die Rangordnungen und Klassifikationssysteme, die den - zumal kulturellen - Objekten, den Institutionen (wie der Schule) oder auch der Sprache eingebunden sind, dafür sorgen nicht zuletzt auch die Bewertungen, Urteile, Rangzuweisungen und Maßregelungen, die, in den alltagspraktischen Begegnungen und Interaktionen gang und gäbe, von den eigens dafür eingerichteten Institutionen wie Familie und Schule aufoktroiert werden. Aus gesellschaftlichen Unterteilungen und Gliederungen werden das gesellschaftliche Weltbild organisierende Teilungsprinzipien. Aus objektiven Grenzen wird der *Sinn für Grenzen*, die durch Erfahrung der objektiven Grenzen erworbene Fähigkeit zur praktischen Vorwegnahme dieser Grenzen, wird der *sense of one's place*, der ausschließen läßt (Objekte, Menschen, Orte, etc.), was einen selbst ausschließt" (Bourdieu 1982, S. 734).

Stimmen die Erwartungen und Möglichkeiten auch tatsächlich weitgehend überein, so wird die "Selbsteliminierung" (Bourdieu) ein wesentlicher Bestandteil der

sozialen Risikogenese, in deren Verlauf sich die vom Risiko Betroffenen zu Komplizen jener sozialen Prozesse machen, die zur Realisierung des Wahrscheinlichen führen (vgl. Bourdieu 1981, S. 176), d.h. aktiv zur Reproduktion der institutionellen Strukturen arbeits- und berufsbedingter Risiken beitragen.

Welchen Beitrag hat die Soziologie für ein Verständnis der sozialen Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken geleistet? Wie am Beispiel soziologischer Belastungskonzeptionen gezeigt werden konnte (Kapitel 3.2), haben sich soziologische Ansätze entweder einfach im Mainstream ergonomischer und behavioristischer Belastungs- Beanspruchungs- Modelle bewegt, oder sie haben in Umkehrung des objektivistischen Reiz- Reaktions- Schemas den subjektiven Anteil an der Risikogenese überbetont. Selbst bei den wenigen Versuchen, das Belastungs- und Beanspruchungsgeschehen "ganzheitlicher" als ein Zusammenspiel zwischen sozialen Strukturen und Handlungen zu begreifen, sind die Konturen gesellschaftlicher Strukturbildung und kollektiver Akteure gegenüber dem detailreichen Gemälde des Ablaufs sozialer Interaktionen eigentümlich blaß geblieben.

Wenn es darum geht, das *soziologisch* Bedeutsame an der *gesellschaftlichen* Entstehung arbeitsbedingter Risiken aufzuspüren, so endete die Suche bislang entweder (1) bei den "objektiven Zwängen" einer, der kapitalistischen Verwertungslogik gehorchenden materiellen und ideologischen *Herrschaft*, oder (2) bei gesellschaftlich erzeugten, über Sanktionen und Verinnerlichung abgesicherten *sozialen Normen*, die dem einzelnen als "zumutbare" Arbeitsbedingungen auferlegt sind, oder (3) bei interaktionistischen Ansätzen einer "*sozialen Konstitution*" von Risiken, bei denen die Genese von Arbeitsrisiken als ein sozialer Prozeß begriffen wird, der von intersubjektiven *Risikodefinitionen* abhängt.

Die naiven Varianten einer marxistischen Rhetorik kapitalistischer Herrschaftsformen sind bis heute eine befriedigende Antwort schuldig geblieben, wie sich der stumme Zwang ökonomischer Verhältnisse in den subjektiven Sinnvorstellungen zur Sprache bringt, ohne daß die Handelnden als bloße Marionetten materieller Gewalt, ökonomischen Eigennutzens oder ideologischer Verblendung erscheinen. Normativistische Konzeptionen, die sich offenbar als ein bevorzugtes Bindeglied der Arbeitspsychologie zur sozialen Welt eignen (vgl. z.B. die Rolle "sozialer Zumutbarkeitsnormen" bei Marstedt und Mergner 1986, S. 342ff sowie die Bedeutung gesellschaftlicher Werte und Normen bei Hacker 1986, S. 177f., 183, 189ff., 211ff.), sind bis heute eine befriedigende Antwort schuldig geblieben, wie gesellschaftliche Wertvorstellungen und Verhaltensnormen im Prozeß sozialer Sinnbildung entstehen und wie der konstituierte Sinn zu einer subjektiven "Motivation" verinnerlicht wird. Aber auch der Orientierung an der "sozialen Konstitution" fehlen häufig weiterführende sozialtheoretische Gedanken über die Reproduktion der *Gesellschaft*, in deren Rahmen sich die Konstitution sozialer Interaktionen und die kollektive Definitionspraxis abspielt. Interaktionistische Konzeptionen sind bis heute die Antwort dafür schuldig geblieben, wie sich

soziale Reproduktion gewissermaßen hinter dem Rücken intentional und reflexiv Handelnder vollziehen kann.

Was zu bestimmten Zeiten jeweils als genuin "soziologisch" definiert und verstanden wird, läßt sich nicht ein für alle Mal festlegen, da es einem Wandel unterliegt, der sich an den wechselnden Konjunkturen sozialwissenschaftlicher Weltbilder und Deutungen orientiert. Nach meinem Eindruck dominiert gegenwärtig in der Soziologie eine *antistrukturalistische* Vorliebe, Phänomene dadurch zum Gegenstand soziologischer Betrachtung zu machen, daß man ihre Entstehung als einen *sozialen (Definitions-)Prozeß* zurückzuverfolgen versucht.⁴⁴ Vor allem in der "Techniksoziologie" ist in den letzten Jahren versucht worden, die "soziale Genese" industrieller Risiken über einen *Akteursbezug* zu operationalisieren (zur "Rückkehr des Akteurs" in die techniksoziologische Forschung vgl. z.B. Rammert 1993 im Anschluß an eine Forderung von Alain Touraine). Für die Untersuchung arbeits- und berufsbedingter Risiken werden soziale Akteure danach vor allem dann relevant, wenn sie in arbeitspolitischen Handlungsarenen ein "Handlungspotential" entfalten können, das zur Erzeugung und Beibehaltung von Arbeitssicherheit oder von arbeits- und berufsbedingten Risiken beiträgt.

Auch in der "Risikosoziologie" - als dem jüngsten Sproß am Baume soziologischer Erkenntnis - sind viele geneigt, die Entstehung von Risiken als einen sozialen Prozeß zurückzuverfolgen, in dem die Wissensgeladenheit, Entscheidungsabhängigkeit und Kontextgebundenheit von Risiken eine zentrale Rolle spielt (vgl. Florian 1993a). Bei aller Bedeutung, die individuellen und kollektiven Akteuren sowie deren Intentionen und Entscheidungen im sozialen Prozeß der Risikogenese zusteht, tragen viele soziogenetische Ansätze stark interaktionistisch gefärbte Züge, durch die gesellschaftliche Strukturen entweder aus der Betrachtung ausgeblendet oder kurzerhand zum Resultat sozialer Definitionen und Verhandlungen ("negotiated order") ernannt werden. Gerade das prekäre Zusammenspiel zwischen der gesellschaftlichen Reproduktion riskanter Arbeitsbedingungen und der sozialen Konstitution des Risikos innerhalb der reflexiven Handlungspraxis der Akteure ist aber aus diesem Blickwinkel nur begrenzt zu verstehen.

"Die gegenwärtige Erhebung versucht festzustellen: einerseits welche Einwirkung die *geschlossene Großindustrie* auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und außerberuflichen 'Lebensstil' ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt, und wie sich diese in der gesamten Lebensführung der Arbeiterschaft äußern,

44 In der Techniksoziologie wird versucht, gegen den dominierenden Technikdeterminismus der Industriesoziologie ein eigenständiges Profil zu entwickeln, indem man den "endogenen" gesellschaftlichen Charakter von Technik als "Vergegenständlichung des Sozialen" (Rammert) begreift und die Bedingungen der Möglichkeit einer Genese und Verwendung von Technik hinterfragt (vgl. z.B. Weingart 1989; vgl. auch die Verbreitung "konstruktivistischer" Ansätze in der Wissenschafts-, Organisations- und Techniksoziologie sowie den technikgenetischen Ansatz am Wissenschaftszentrum Berlin).

- andererseits: inwieweit die Großindustrie ihrerseits in ihrer Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsrichtung an gegebene, durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz, Tradition und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft erzeugte Qualitäten derselben gebunden ist" (Weber 1988b, S. 1).

Im Anschluß an ein sozialökologisches Konzept, das Max Weber (1988a/b; zuerst 1924) in seinen industriesoziologischen Schriften entwickelt hat, ist die Entstehung und Entwicklung der Arbeits- und Berufsrisiken von Fernfahrern eingebunden in das Zusammenspiel zwischen den branchen- und betriebsspezifischen *Existenzbedingungen des Transportgewerbes* (Stichwort: "logistische Rationalisierung", vgl. Kapitel 2.3) und der besonderen *soziokulturellen "Eigenart" seiner Arbeitskräfte*, die den hohen Arbeitsanforderungen aufgrund einer vergleichsweise schwach organisierten arbeits- und leistungspolitischen Verhandlungsmacht nur relativ wenig entgegenzusetzen haben, die zugleich aber auch in offenbar hohen Maßen bereit zu sein scheinen, ihre riskanten Arbeitsbedingungen bereitwillig zu akzeptieren.

Auf der einen Seite dieses Spannungsverhältnisses ist anzunehmen, daß die *institutionalisierten* Arbeits- und Lebensbedingungen im Transportsektor die arbeits- und berufskulturellen Erscheinungsformen der Fernfahrer maßgeblich beeinflussen. Webers Begriffe wie "Lebensführung", "persönliche Eigenart", "berufliches Schicksal" und "außerberuflicher 'Lebensstil'" verweisen dabei auf ein Feld arbeits-, berufs- und lebensweltlicher *Kulturen*, das einer sozialen Reproduktion unterliegt. Auf der anderen Seite trägt Max Weber zur Entmystifizierung der Allmacht ökonomischer Prägungen dieser Subkulturen bei, indem sich die Chancen und die Richtung der Entwicklung des Transportgewerbes zurückbinden lassen an eine spezifische "Qualität" der *verfügbaren* Arbeiterschaft, d.h. an deren besondere ethnische, soziale und kulturelle Herkunft, Tradition und Lebensbedingungen, vor allem aber an die Chancen, geeignete Arbeitskräfte zu rekrutieren, die überhaupt bereit sind, unter den gegebenen riskanten Bedingungen zu arbeiten. Die Fernfahrer werden dabei nicht als ein amorpher, soziokulturell strukturloser Haufen betrachtet, denn als soziale Gruppierung ist ihr Arbeitskraftangebot selbst der sozialen Reproduktion unterworfen. Die Existenz und die soziale Reproduktion von "Fernfahrern" einer spezifischen berufskulturellen Art und die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Möglichkeit werden somit in ihrer Wahrscheinlichkeit in Frage gestellt. Über Prozesse der "sozialen Auslese"⁴⁵ und "Anpassung" werden die "Adäquanzbeziehungen" zwischen Strukturformen riskanter Arbeitsbedingungen und Strukturformen riskanter Arbeitspraktiken

45 "Der ohne sinnhafte Kampfabsicht *gegen* einander stattfindende (latente) Existenzkampf menschlicher Individuen oder Typen um Lebens- oder Ueberlebenschancen soll 'Auslese' heißen: 'soziale Auslese', sofern es sich um Chancen Lebender im Leben (...) handelt" (Weber 1980, S. 20).

überhaupt erst einer erfahrungswissenschaftlichen Bearbeitung zugeführt (besonders was die Problematik von Berufswahlprozessen und des "Berufsschicksals"⁴⁶ betrifft).

Wenn hier von "sozialer Reproduktion" arbeits- und berufsbedingter Risiken die Rede ist, so kann damit keineswegs an ein bereits existierendes, ausformuliertes Forschungsprogramm angeknüpft werden, sondern allenfalls ein *Perspektivenwechsel* in der Erforschung arbeits- und berufsbedingter Risiken angedeutet und begründet werden. Nach meinem Verständnis erfolgt die *soziale Reproduktion* arbeitsbedingter Risiken zwar gesellschaftlich strukturiert, aber weitgehend ungeplant, zwar reflexiv mitgestaltet durch die Handlungsstrategien der individuellen und kollektiven Akteure, aber zugleich beeinflusst durch Routinen und nicht-bewußte Handlungsmotive, durch unbeabsichtigte Nebenfolgen und Fernwirkungen des Handelns sowie schließlich durch unkalkulierbare Prozesse sozialer Auslese. Die soziale Reproduktion umfaßt dabei stets beide Seiten der sozialen Praxis und gesellschaftlichen Geschichte: die "Objektivierung in den Leibern und die Objektivierung in den Institutionen" (Bourdieu 1987, S. 106).⁴⁷ Wie aber kommt es dazu, daß die Fernfahrer mit der Re-Produktion ihrer Arbeitskraft weitgehend unbewußt und ohne Absicht zugleich ihre riskanten Arbeitsbedingungen mitreproduzieren und, weiter gedacht, in ihren Alltagsaktivitäten neben den institutionellen Strukturen des Transportsektors auch die "umfassenden Institutionen des modernen Kapitalismus einbegreifen und reproduzieren" (Giddens 1988, S. 71)?

In seiner "Theorie der Strukturierung" hat Anthony Giddens (1988, S. 51ff., 81ff.) ein Modell sozialer Reproduktion vorgestellt, in dem er drei strukturelle Dimensionen sozialer Systeme unterscheidet, die nur analytisch betrachtet voneinander zu trennen sind und die zugleich als Medium und als Resultat von Handlungspraktiken fungieren ("Dualität von Struktur"): Signifikation, Herrschaft und Legitimation. Bei genauer Betrachtung liefert uns Giddens aber lediglich eine arg abgespeckte Version des bekannten Vierfunktionenschemas ("AGIL-Sche-

46 Der Begriff des "Berufsschicksals" wirkt aus heutiger Sicht etwas "alteuropäisch". Als *amor fati* - der "Liebe zum Schicksal", dem Hang zum Notwendigen und Unausweichlichen - kann der fatalistische Grundton, der dem Schicksalsbegriff anhängt, gebrochen werden, um ihn als ein soziales Phänomen empirisch zugänglich zu machen (zum "Notwendigkeits-Geschmack" bzw. zur *amor fati* als der Entscheidung für das Notwendige vgl. z.B. Bourdieu 1982, S. 585ff.).

47 Gegenüber dem von Marx in strukturalistischem Sinne verwendeten Begriff der *gesellschaftlichen Reproduktion* zielt das hier verwendete Konzept der "sozialen Reproduktion" arbeits- und berufsbedingter Risiken *nicht* auf eine Erklärung der sozialen Reproduktion der "kapitalistischen Gesellschaft" *als Ganzes* bzw. als das, was Marx "Totalität" nennt.

ma") von Talcott Parsons (1975)⁴⁸, wobei Giddens allerdings die Rolle internalisierter normativer Verpflichtungen relativiert und statt dessen den im "praktischen Bewußtsein" verankerten Handlungs*routinen* einen zentralen Stellenwert zuweist, sowohl bei der Reproduktion von Persönlichkeitsstrukturen als auch bei der Reproduktion sozialer Institutionen (vgl. 1988, S. 111f.). Trotz einiger Verwirrung ist an Giddens Strukturierungskonzept aber die Überlegung brauchbar, daß erstens die Reproduktion sozialer Interaktionen nach den gleichen "Modalitäten" erfolgt wie die Reproduktion sozialer Strukturen, und daß zweitens Prozesse sozialer "Strukturierung" als Zusammenspiel zwischen *Signifikation* (Sinn und Bedeutungen), *Legitimation* (Normen und Sanktionen) und *Herrschaft* (legalisierte autoritäre Befehlsgewalt und ökonomische Macht)⁴⁹ erfolgen.

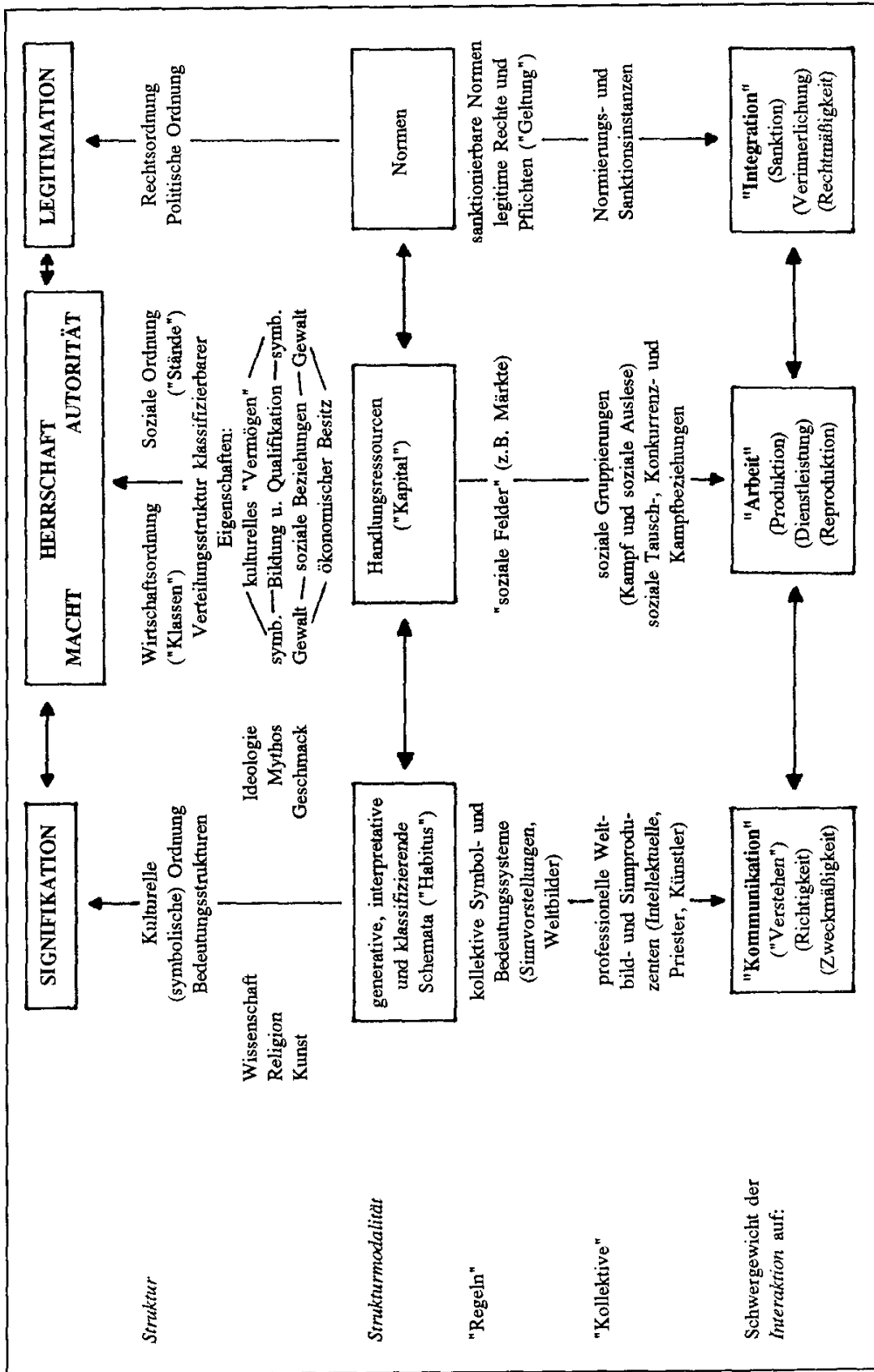
Meine These ist, daß alle drei "Strukturierungsmodalitäten" - Signifikation, Legitimation und Herrschaft - gleichermaßen in die soziale Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken der Transportarbeit einfließen. Nach einer Reinterpretation der - wie ich finde - unzureichenden schematischen Darstellung der Dimensionen der "Dualität von Struktur" bei Giddens (1988, S. 81, dort dargestellt in Abbildung 2) stellen sich die strukturellen Modalitäten der sozialen Reproduktion wie folgt dar (vgl. Abb. 13).

Auf der Strukturseite lassen sich zunächst Signifikation, Herrschaft und Legitimation voneinander unterscheiden. Der gesellschaftliche Strukturaspekt der Signifikation ist in sozialen Sinn- und Bedeutungsstrukturen institutionalisiert, die in den bestehenden kulturellen (bzw. symbolischen) Ordnungen eingebunden sind. In ihrer Eigendynamik sind Signifikationsprozesse durch geordnete kulturelle Symbolsysteme "organisiert", die sich einem Spannungsfeld zuordnen lassen, auf dem beispielsweise Wissenschaft mit Ideologie, Religion mit

48 Bei Giddens (1984, S. 148ff.; 1988, S. 77ff., besonders Abbildung 2 auf S. 81) bezieht sich der Strukturbegriff auf semantische und normative "*Regeln*" sowie auf alloкатive und autoritative "*Ressourcen*". Während der Regelbegriff auf Prozesse der Konstitution von Sinn (Signifikation) und Normen (Legitimation) zielt, hängt Herrschaft von der Mobilisierung zweier Ressourcentypen ab: von "allokativen Ressourcen", die "Herrschaft [? M.F.] über Objekte, Güter oder materielle Phänomene ermöglichen", und "autoritativen Ressourcen", die "Herrschaft über Personen oder Akteure" erlauben (1988, S. 86). Von dem soziologisch zweifelhaften Herrschaftsverständnis bei Giddens einmal abgesehen ("Kontrolle" wäre hier wohl der für die allokativen Ressourcen passendere Ausdruck), lassen sich die drei Dimensionen der "Dualität von Struktur" ohne weiteres den vier funktionalen Kategorien von Parsons (1975) zuordnen: Während sich die allokativen Ressourcen auf die Funktion der "Adaptation" und die autoritativen Ressourcen auf das "Goal- Attainment" beziehen lassen, ist die Legitimation normativer Regeln der "Integration" und die Signifikation der "Latent Pattern- Maintenance" zuzuordnen.

49 Im Anschluß an das klassische Herrschaftsverständnis Max Webers (1980, S. 542) lassen sich zwei ideale Herrschaftstypen unterscheiden: Herrschaft kraft "Autorität" (autoritäre Befehlsgewalt und Gehorsamspflicht) und "kraft Interessenkonstellation" (insbesondere aufgrund einer monopolistischen Lage auf einem Markt).

Abb. 13: Strukturmodalitäten sozialer Reproduktion - eine Re-Interpretation von Giddens



Mythos und Kunst mit Geschmack konkurrieren, wobei die jeweils "legitimen" Bewertungs- und Klassifizierungssysteme (Wissenschaft, Religion und Kunst) nicht nur mit ihrem "profanen", illegitimen Gegenpol (Ideologie, Mythos, Geschmack) konkurrieren, sondern auch untereinander. In sozialen Praktiken werden Signifikationen als generative und interpretative, bewertende und klassifizierende Schemata wirksam, die in der Geschichte der kollektiven Praxis einer sozialen Gruppierung ausgebildet werden und im Verlauf der individuellen Lebensgeschichten in Form eines spezifischen "Habitus" (Bourdieu) subjektiv angeeignet werden. Für ein Verständnis der inneren Dynamik der Signifikationsprozesse ist es notwendig, zwischen der Reproduktion kollektiver Symbol- und Bedeutungssysteme (Sinnvorstellungen, Weltbilder etc.) und der Reproduktion von Kollektiven zu unterscheiden, die als professionelle Weltbild- und Sinnproduzenten an der Konstruktion symbolischer Systeme und kultureller Ordnungen maßgeblich beteiligt sind (als "Intellektuelle", "Priester" und "Künstler"). Die Betonung des Interaktionsgeschehens liegt bei der Signifikation auf "Kommunikation", da die Reproduktion von Signifikationsstrukturen vor allem davon abhängig ist, daß sich die Interaktionspartner einer gemeinsamen kollektiven (Sub-)Kultur gegenseitig verstehen und sich in ihren Bewertungsmustern darüber weitgehend einig sind, was als "sinn-" und "bedeutungsvoll" sowie als "richtig" und "zweckmäßig" zu gelten hat.

Im Anschluß an Max Webers (1980, S. 177ff., 541ff.) Herrschaftskonzept, der Herrschaftsphänomene anders als Giddens grundsätzlich an die Existenz sozialer Beziehungen knüpft, lassen sich auf der strukturellen Seite von Herrschaft die beiden Idealtypen "Macht" (als Chance, eine Interessenkonstellation nutzen zu können z.B. aufgrund einer monopolistischen Markt-Lage, die Tauschvorteile erlaubt) und "Autorität" (d.h. legitime Befehlsgewalt und Gehorsamsverpflichtung) unterscheiden. Ohne die Differenzierung zu weit treiben zu wollen, ist in modernen "kapitalistischen" Industriegesellschaften die Wirtschaftsordnung von der sozialen Ordnung strukturell zu unterscheiden. Herrschaftsstrukturen beruhen auf einer bestimmten Verteilungsstruktur klassifizierbarer Eigenschaften, die ihren Trägern oder Besitzern materielle oder symbolische Chancen vermitteln, den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen. Verteilbare Merkmale sind ökonomischer Besitz, soziale Beziehungen, Bildung und Qualifikation (besonders in Form offizieller "Titel") sowie kulturelles "Vermögen" (in materieller wie inkorporierter Form). In Anlehnung an Pierre Bourdieus (1983, 1985) Herrschaftsverständnis gebührt der symbolischen Gewalt eine Sonderstellung innerhalb der allokativen Machtressourcen, weil sie dem materiellen und verkörperten "Kapital"-Besitz zusätzlich noch Legitimität (und damit seinem Besitzer "Autorität" im wörtlichen Sinne von "Überlegenheit", Maßgeblichkeit oder Ansehen) verleiht. Macht- und Autoritätspotentiale müssen auf bestimmten sozialen Feldern mobilisiert ("eingesetzt") werden, damit sie in sozialen Beziehungen als Handlungsressourcen genutzt werden können ("Kapital"-Einsatz im Sinne Bourdieus). Märkte können als ein bevorzugtes soziales Einsatzfeld betrachtet werden, auf dem soziale Gruppierungen, deren Existenz und Zusammensetzung selbst Resultat sozialer Kämpfe und Ausleseprozesse betrachtet werden kann, innerhalb von Tausch-, Konkurrenz- und Kampfbeziehungen um die Nutzung, den Erhalt oder die Veränderung der bestehenden Verteilungsstruktur ringen. Das Schwergewicht der Interaktionsprozesse liegt hier auf der "Arbeit" (in einem sehr weiten Sinne zielorientierter, praktischer sozialer Wirksamkeit verstanden), die durch Produktions-, Dienstleistungs- und Reproduktionsprozesse wesentlich dazu beiträgt, daß überhaupt klassifizierbare "Eigenschaften" erzeugt werden, die sich gesellschaftlich "verteilen" lassen.

Strukturell betrachtet ist die Legitimation der Rechtsordnung und (wenn man z.B. an das staatliche Gewaltmonopol denkt) der Politischen Ordnung zuzurechnen. Legitimationsstrukturen werden in Form sozialer Normen wirksam, die durch die Tätigkeit von "offiziellen"

Normierungs- und Sanktionsinstanzen entstehen und gesichert werden. Unter der Voraussetzung ihrer tatsächlichen "Geltung" werden soziale Praktiken durch sanktionierbare Normen sowie durch legitime Rechte und Pflichten "reguliert", was den Interaktionsabläufen schwerpunktmäßig einen "integrativen" Charakter verleiht, der über Verinnerlichung und Sanktionen sowie durch Vorstellungen der Rechtmäßigkeit gesellschaftlich abgesichert ist.

Die Aufmerksamkeit der Arbeits- und Industriesoziologie hat sich in den letzten Jahrzehnten vorrangig auf Phänomene industrieller Herrschaft und normativer Kontrolle konzentriert und dabei soziale Sinnbildungsprozesse weitgehend vernachlässigt. Um diesen Mangel zumindest ein Stück weit auszugleichen, möchte ich mich in der vorliegenden Studie vorrangig mit sozialen Signifikationsprozessen befassen, d.h. mit der Frage, welche symbolischen "Bedeutungen" die Transportarbeit trägt und welcher "soziale Sinn" mit den Arbeits- und Berufsrisiken aus der Perspektive der Fernfahrer verbunden ist. Um die Fernfahrer als maßgebliche Akteure ihrer "Selbstgefährdung" nicht aus dem Blickfeld zu verlieren, möchte ich die soziale Reproduktion ihrer Risiken auch *subjektorientiert* zu deuten versuchen, indem ich das ambivalente *emotionale* Verhältnis der Fernfahrer zu ihrer Arbeit und ihrem Beruf in die Betrachtung einbeziehe und deshalb der Einverleibung struktureller Zwänge arbeits- und berufsbedingter Risiken in Form subjektiver "Motivationen" nachgehen werde (Kapitel 4).

Die soziale Entstehung und Reproduktion von Arbeits- und Berufsrisiken unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Sinn- und Bedeutungsbildung ("Signifikation") zu untersuchen, verlangt, sich eingehender mit *subkulturellen Formen* zu beschäftigen, in denen das Zusammenspiel zwischen der Reproduktion riskanter Arbeitsbedingungen im Transportbereich und der Reproduktion der mit diesen Bedingungen eng verbundenen Arbeitskräfte zum Ausdruck kommt. Im Anschluß an Forschungsarbeiten und theoretische Überlegungen von Paul Willis (1982, S. 247ff.; 1981, S. 236ff.), Pierre Bourdieu (1983, S. 277ff.; 1985; 1987) und Luc Boltanski (1976; 1990, S. 43ff.) sowie Marshall Sahlins (1981), möchte ich die These vertreten, daß die *soziale Reproduktion* der Arbeits- und Berufsrisiken von Fernfahrern über "arbeits- und berufskulturelle Formen" realisiert wird. Deshalb muß sie auch mit "kultursoziologischen" Ansätzen untersucht werden, um bislang *verschwiegene* Dimensionen in der Entstehung, Veränderung und Wiederherstellung der Risikokonstellationen *zur Sprache* bringen zu können.

Die "subkulturellen Formen" sind dabei einerseits weitgehend an die praktischen Anforderungen der Arbeits- und Lebenswelt "angepaßt"⁵⁰, andererseits

50 "Angepaßtheit" ist hier in einem sozialökologischen Sinne gemeint, etwa in Anlehnung an Max Webers Interpretation, daß der Kapitalismus die Wirtschaftssubjekte (Unternehmer und Arbeiter) *erzieht* und auf dem Wege der ökonomischen *Auslese* hervorbringt, *nachdem* eine "angepaßte" Eigenart als Anschauungsweise einer Menschengruppe bereits *entstanden* ist (vgl. Weber 1981, S. 45f.).

enthalten sie aber auch durchaus Spielräume, bestehende Reproduktionszwänge zu unterlaufen und neben der Tradierung gewachsener subkultureller Risikobewältigungsmuster auch die Entstehung neuartiger Formen zuzulassen, deren Innovationen allerdings innerhalb der Arbeits- und Berufskultur der Fernfahrer erst durch eine dauerhafte Verbreitung und Institutionalisierung gesichert werden muß.⁵¹ Die gemeinsame Berufszugehörigkeit bildet hier die Grundlage für die Entstehung von *Subkulturen*, die in einem spannungsgeladenen Verhältnis der Abweichung und Unterordnung zur "Stammkultur" der Arbeiterklasse stehen (zum Subkultur-Konzept vgl. Clarke et al. 1981, S. 44ff.).⁵² Die Verausgabung von Arbeitskraft erfolgt innerhalb spezifischer arbeits- und berufskultureller Formen (z.B. "Arbeitsstilisierung", "Arbeitsweise", berufsgruppentypische "Bedeutungssysteme" sowie emotionale und kognitive Einstellungen zu Arbeit, Leistung etc.), die ihrerseits einen entscheidenden Beitrag leisten zur Erhaltung oder zur Veränderung riskanter Arbeitsbedingungen.

"Wenn wir hier eine eigene Ebene des Kulturellen reklamieren, wie wollen wir dann ihren Umfang und ihr Wesen spezifizieren? (...) Erstens wird das Grundmaterial des Kulturellen durch eine Vielfalt von symbolischen Systemen und Artikulationen konstituiert. Diese reichen von der Sprache bis hin zu systematischen Formen der physischen Interaktion; von bestimmten Arten der Einstellung und Reaktion, der Aktion und des ritualisierten Verhaltens bis hin zu expressiven Artefakten und konkreten Objekten. (...) Zweitens meine ich, daß diese Dinge wenigstens teilweise durch reale Formen der kulturellen Produktion produziert werden, die gut mit der materiellen Produktion vergleichbar sind. (...) Die Basis und Triebkraft dieser Produktion sind die informelle Gruppe und ihre kollektiven Energien in ihrem eigenen Bereich. Diese Energien werden (...) in zwei zusammenhängenden Formen ausgedrückt. Die eine ist direkt. Sie ist der Versuch, eine sinnvolle Erklärung und Darstellung der Welt (oft in antagonistischer Beziehung zur Sprache) sowie des Platzes der Kultur-Mitglieder in dieser zu finden und mit Möglichkeiten zu experimentieren, einige Anregung und Abwechslung aus ihr zu gewinnen. Die andere ist die profane Erkundung, das unbewußte, offenbare Erproben der Welt und ihrer

-
- 51 "Diese Sicht der kulturellen Formen und ihrer Reproduktion ist sowohl pessimistisch als optimistisch. Sie ist pessimistisch insofern, als sie die Ironie aufzeigt, daß Kulturen gerade in Form kreativer Durchdringungen ihre eigene Verurteilung leben und daß z.B. ein Gutteil der Arbeiter- Jugendlichen sich selbst zu einer Zukunft mit physischer Arbeit verdammt. Sie ist aber insofern optimistisch, als sie zeigt, daß es keine Unausweichlichkeit der Resultate gibt" (Willis 1982, S. 253).
- 52 Vor dem Hintergrund beruflicher Mythologien bilden die Subkulturen der Fernfahrer jeweils eigenständige "Welten" mit einer relativ kohärenten Identität und Struktur, die durch entsprechende subkulturelle Stilisierungen und Aktivitäten zusammengehalten werden (vgl. Kapitel 5). Die besondere "Gestalt" der beruflichen Subkulturen der Fernfahrer beruht auf dem spannungsgeladenen Versuch, sich einerseits gegenüber der "Stammkultur" der Industriearbeiterschaft zu unterscheiden, andererseits der kleinbürgerlichen "Stammkultur" selbständiger Kleinunternehmer anzunähern. Die Abweichung von Stammkulturen ist hier im Sinne einer Hervorhebung oder Unterscheidung gemeint und wird nicht - wie in der Jugendsubkulturforschung - auf die "Devianz" von "Minderheiten" eingeschränkt.

fundamentalen Organisationskategorien. (...) Schließlich meine ich, daß die kulturellen Formen das Material für die - und den unmittelbaren Kontext der - Konstruktion der Subjektivitäten und der Bestätigung von Identität liefern. Sie liefern sozusagen die glaubwürdigsten und lohnendsten Erklärungen für das Individuum, seine Zukunft und besonders für den Ausdruck seiner Lebensenergie. Sie scheinen die Dinge zu 'bezeichnen' und 'sinnvoll zu machen'. Vor allem meine ich, daß die individuelle Identität hauptsächlich durch kulturell erlernten Sinn und durch subjektive Inhabitation der Arbeitskraft gebildet wird und daß umgekehrt die kulturellen Formen selbst hauptsächlich durch die jeweilige Auffassung ihrer Mitglieder von Arbeitskraft und dem kollektiven Modus von Leistung in der Welt artikuliert, getragen und organisiert wird" (Willis 1982, S. 249- 251).

Wie Willis zu Recht bemängelt, hat Marx nicht erklärt, "wie die Arbeitskraft entsteht und subjektiv inhabitiert wird, wie sie gegeben und in bestimmter Weise im Produktionsprozeß eingesetzt wird" (1982, S. 311). Das Zusammenspiel zwischen der Reproduktion der Arbeitskräfte und der Reproduktion der gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Anwendung ist aber der neuralgische Punkt, an dem eine Konzeption subkultureller Formen der Genese arbeits- und berufsbedingter Risiken ansetzen muß.

In den letzten Jahren beginnt sich eine Art kulturtheoretische Konvergenz abzuzeichnen, in der das Kulturelle nicht länger als eine nebensächliche Begleiterscheinung der "ökonomischen Basis" aufgefaßt wird, sondern als eine relativ autonome, sich nach eigener Dynamik bewegende gesellschaftliche "Ebene" oder "Sphäre". Ohne den Konvergenzbegriff an dieser Stelle überstrapazieren zu wollen, scheint die Übereinstimmung vor allem darin zu liegen, daß der ökonomischen Sphäre keine unbedingte, universelle Dominanz mehr zugeschrieben wird und daß dem Ökonomischen nur insoweit eine gesellschaftliche Wirkungskraft zugetraut wird, als es die symbolischen Transformationen auf der kulturellen Ebene absolviert hat (vgl. Abb. 14).

Diese Interpretation des Verhältnisses zwischen Kultur und Ökonomie kann sich vor allem auf Max Weber berufen, der die ökonomistische Lesart der Marx'schen Basis- Überbau- Schematik zurückgewiesen hat zugunsten einer empirisch offeneren Deutung, bei der die wechselseitigen Abhängigkeiten und "Eigengesetzlichkeiten" in den "Adäquanzbeziehungen" zwischen der Wirtschaft und den gesellschaftlichen Ordnungen und Mächten herausgestellt werden (vgl. "Wirtschaft und Gesellschaft" 1980, Erster Halbband, Zweiter Teil, S. 181- 385; vgl. auch die spannungsreichen Beziehungen zwischen der religiösen Ethik und den verschiedenen sozialen, ökonomischen, politischen, künstlerischen, sexuellen "Welten" und Lebenssphären, S. 348ff.).

Für Weber ist Verhältnis zwischen Ökonomie und Kultur in der gesellschaftlichen Praxis höchst vielschichtig, weil die Strukturformen des sozialen Handelns ihre "Eigengesetzlichkeit" haben und im Einzelfall also stets auch durch andere als wirtschaftliche Ursachen in ihrer Gestaltung mitbestimmt sein können (Weber 1980, S. 200f.). Dennoch wird auch von Max Weber die häufig festzustellende

Abb. 14: Synopse über die Bedeutung des Kulturellen bei der Reproduktion der Gesellschaft

"Wir können uns diesen Prozeß der Reproduktion [der kulturellen Ebene; M.F.] so vorstellen, daß er zwei fundamentale 'Momente' hat. Erstens werden äußere Strukturen und basale Klassenbeziehungen auf der spezifisch kulturellen Ebene als symbolische und begriffliche Beziehungen aufgenommen. Die Form dessen, so meine ich, ist die der kulturellen (d.h. nicht auf das Individuum oder eine bewußte Praxis zentrierten) Durchdringung der Existenzbedingungen der sozialen Gruppe, die die Kultur trägt. Strukturelle Determinanten wirken nicht als unmittelbar mechanische Ursachen, sondern durch Vermittlung über die kulturelle Ebene, wo ihre Beziehungen bestimmten Formen der Aufdeckung und Erklärung unterliegen. Im zweiten 'Moment' des Prozesses bieten Strukturen, die nunmehr Quelle von Sinn, Definitionen und Identität sind, den Rahmen und die Basis für - in unserer liberal demokratischen Gesellschaft 'freiwillig' getroffene - Entscheidungen und Lebensalternativen, die, wenn systematisch und in großer Zahl als Aggregat betrachtet, tatsächlich helfen, die Hauptstrukturen und -funktionen der Gesellschaft zu reproduzieren" (Willis 1982, S. 251f.).

"Die Rekrutierung für den Produktionsprozeß, der einen bestimmten Typus von Arbeitern braucht, muß die halb autonome kulturelle Ebene durchlaufen, die nur partiell und unter ihren eignen speziellen Bedingungen durch die Produktion determiniert ist. Zu ihren eignen speziellen Bedingungen gehören Bewußtsein, Kreativität, Unabsichtlichkeit und Trennung. Ihr besonderer Beitrag zur Bildung der Arbeitskraft ist z.B. eine eigenartige Bejahung der physischen Tätigkeit sowie die Durchdringung und Übertragung bestimmter Trennungen (hauptsächlich die von geistig/physisch und männlich/weiblich" (Willis 1982, S. 247).

"Für einige ist (...) klar, daß Kultur ein Sediment der rationalen Tätigkeit von Individuen ist, die ihre individuellen Interessen verfolgen. (...) Die entscheidende Eigenschaft der Kultur - daß sie jeder Lebensweise die ihr besonderen Merkmale verleiht - wird (...) nicht einfach darin gesehen, daß diese Kultur materiellen Zwängen gehorchen muß, sondern daß sie dies gemäß einem bestimmten symbolischen Schema leistet, das niemals das einzig mögliche ist. Es ist folglich die Kultur, die jeweils die Nützlichkeit konstituiert" (Sahlins 1981, S. 7f.).

"Das natürliche Faktum nimmt als symbolisiertes Faktum eine neue Existenzweise an, seine kulturelle Entfaltung und seine Auswirkungen werden nun durch das Verhältnis zwischen seiner natürlichen Dimension und anderen entsprechenden Bedeutungen und nicht durch das Verhältnis zwischen seiner natürlichen Dimension und anderen entsprechenden Fakten bestimmt. All das natürlich innerhalb der materiellen Grenzen" (Sahlins 1981, S. 294).

"Wie aber im Bereich des Körpers eine naturalistische Logik der 'Bedürfnisse' vergißt (wenn sie z.B. die Nahrungsaufnahme durch energetische Bedürfnisse und nur durch sie 'erklärt'), daß die scheinbar am engsten mit der physischen Natur des Menschen verbundenen Bedürfnisse nur rückübersetzt in die Ordnung der Kultur zur sozialen Existenz gelangen (in Form von Geschmacksneigungen oder -abneigungen), so vergessen naturalistische Auffassungen der Beziehung zwischen der technischen und der sozialen Welt unter Umständen, daß sich die Arbeitsteilung, die im objektivierten Universum der Technik potentiell angelegt ist, in der eigentlichen sozialen Ordnung nur über die Vermittlung symbolischer Systeme realisiert, in denen sich explizit die Trennungen zwischen Gruppen und Klassen ausdrücken" (Boltanski 1990, S. 45; vgl. auch Bourdieu 1985, S. 9, 31).

praktische Dominanz ökonomischer Bedingungen betont (vgl. ebd. sowie 1973, S. 201ff., 351f.). Damit will Weber allerdings keineswegs ökonomistische Wahrnehmungsblockaden hervorrufen, sondern er überläßt die konkrete inhaltliche Bestimmung der "Adäquanzbeziehungen" (bzw. "Wahlverwandtschaften") zwischen

konkreten Wirtschaftsformen und den Strukturformen sozialen Handelns in den "eigengesetzlich" ablaufenden Prozessen der verschiedenen "Lebenssphären" (vgl. 1980, S. 200f.) dem empirischen Forschungsprozeß.

Durch seine inflationäre Verwendung erscheint der Kulturbegriff heute als verbraucht und vorbelastet. Sein häufig nur vage umrissener, schillernder Gehalt - nach dem Motto "Alles *ist* oder alles *hat* Kultur" - sollte allerdings niemanden davon abhalten, ihn - präziser definiert - sozialwissenschaftlich einzusetzen. Das gleiche Problem mit der begrifflichen Unschärfe und Inflationierung gilt schließlich auch für die Kategorie der Gesellschaft, deren Benutzung in den "Gesellschaftswissenschaften" aber offenbar weniger Skrupel weckt als der Kulturbegriff, auf den neben der Soziologie auch andere Disziplinen (z.B. Anthropologie, Ethnologie, Semiotik) einen legitimen Anspruch erheben.⁵³

Will man Kultur wirklich als eine relativ autonome, ökonomische Einflüsse aktiv (weiter)verarbeitende Sphäre begreifen, müssen "(sub)kulturelle Formen" als Oberflächenphänomene auf die in ihnen verborgene Struktur *symbolischer* Formen bezogen werden. Mit dem Kulturkonzept verbindet sich damit die Frage nach den symbolischen *Bedeutungen* riskanter Arbeitsleistungen innerhalb der sozialen Berufsgruppe der Fernfahrer. Meine Annahme ist, daß die Verwendung des Kulturbegriffs zu einer "Erweiterung des menschlichen Diskursuniversums" (Clifford Geertz 1983, S. 20; vgl. Karin Knorr-Cetina 1988) beitragen kann, und zwar insoweit, als ein Verständnis des "sozialen Sinns" riskanter Arbeitsleistungen dazu verhilft, auch weniger offensichtliche, "obskure" Dimensionen der *Selbstgefährdung* und der Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken aufzudecken. Hierfür scheint mir ein "*semiotisches*" Kulturkonzept am geeignetsten, weil es die Aufmerksamkeit auf die symbolische *Organisation* lenkt, die den vielfältigen kulturellen und sozialen Erscheinungsformen zugrunde liegt (vgl. im folgenden auch Florian 1991, S. 22ff.).

Ein semiotisches Konzept begreift "Kultur" als ein "historisch überliefertes System von Bedeutungen, die in symbolischer Gestalt auftreten, ein System überkommener Vorstellungen, die sich in symbolischen Formen ausdrücken, ein System, mit dessen Hilfe die Menschen ihr Wissen vom Leben und ihre Einstellungen zum Leben mitteilen, erhalten und weiterentwickeln" (Geertz 1983, S. 46; Hervorhebungen durch M.F.). Semiotisch betrachtet ist Kultur ein Bedeutungs- oder Symbolsystem, bei dem "Systeme auslegbarer Zeichen" (Symbole) ineinandergreifen (ebd., S. 21); Kultur ist "keine Instanz, der gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet werden könnten. Sie ist ein

53 Bei dem ebenfalls inflationierten Wissensbegriff liegt die Sache deshalb anders, weil er sich auf eine Eigenschaft leibhaftiger Individuen bezieht und nicht auf ein unscharfes Wirkungsfeld sozialer Gruppierungen. Je höher die gesellschaftliche Aggregationsebene, auf die ein soziologischer Begriff ausgerichtet wird, desto unbestimmter erscheint sein Gehalt. Dies liegt wohl daran, daß zwischen "Individuum" und "Gesellschaft" immer noch eine gewaltige Erkenntnis- und Kategorienlücke klafft.

Kontext, ein *Rahmen*, in dem sie [gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse; M.F.] verständlich - nämlich dicht - beschreibbar sind" (ebd., S. 21; Hervorhebungen durch M.F.).⁵⁴

Als Symbolsysteme unterscheiden sich verschiedene Arbeits- und Berufskulturen jeweils aufgrund der in ihnen "sozial festgelegten Bedeutungsstrukturen" (Geertz 1983, S. 19) voneinander. Das hier vorgeschlagene Kulturkonzept folgt einem vor allem in der Ethnologie vertretenen Kulturverständnis, das die *Bedeutung* als ein besonderes Merkmal des ethnologischen Gegenstandes begreift (Sahlins 1981, S. 10): "Kulturen sind bedeutungsvolle Ordnungen von Personen und Dingen. Da diese Ordnungen systematische sind, können sie keine freien Erfindungen des Geistes sein. Die Aufgabe der Ethnologie jedoch muß es sein, das System zu entdecken."⁵⁵

Die Verwendung des *Symbolbegriffs* verweist darauf, daß die Kultur als ein Merkmal sozialer Assoziationen ("Gruppen", "soziale Netzwerke") wirksam wird, bei denen das Symbol als ein (Er)Kennzeichen fungiert, das die sozialen Grenzen zwischen Trägern, Mitgliedern oder Angehörigen einer Kultur und den Außenstehenden markiert.⁵⁶ Gleichzeitig ermöglichen Symbole die Überschreitung der Grenzen von Raum und Zeit, worauf Alfred Schütz im Anschluß an Husserls Verständnis der "Appräsentation" aufmerksam macht (vgl. Schütz und Luckmann 1984, S. 178ff.): "Symbole geben Kunde von außeralltäglichen Wirklichkeiten - oder Nachricht von der alltäglichen in jener außeralltäglichen Sicht, die sich in vollem Abstand zu ihr erschließt" (ebd., S. 179).⁵⁷

-
- 54 Die Vorstellung, daß Kulturen aus "Symbolsystemen" oder aus "sozial festgelegten Bedeutungsstrukturen" *bestehen*, mag etwas befremden, weshalb mir die Metapher einer kulturellen "Kontextualisierung" oder "Rahmung" menschlicher Handlungsweisen als gelungener erscheint (vgl. Bateson 1985, S. 252ff., zuerst 1954, sowie im Anschluß hieran Goffman 1977, S. 16 und 19).
- 55 Auf der Grundlage seiner ethnologischen Studien der kabyllischen Gesellschaft ist es Pierre Bourdieu gelungen, den ethnologischen Kulturbegriff dadurch zu "soziologisieren", daß er dieses "System" an die (Re)Produktion der Klassengesellschaft als einer sozial geschichteten "Ordnung" gebunden hat.
- 56 Das griechische *symbolon* ("Kennzeichen, Zeichen") ist aus dem griechischen *sym- bállein* ("zusammenwerfen, zusammenfügen") entstanden und "bezeichnet eigentlich ein zwischen Freunden oder Verwandten vereinbartes Erkennungszeichen, bestehend aus Bruchstücken (z.B. eines Ringes), die 'zusammengefügt' ein Ganzes ergeben und dadurch die Verbundenheit ihrer Besitzer erwiesen" (Duden "Etymologie" 1989, S. 729).
- 57 Als assoziative Synthese von "Präsentem" und "Nichtpräsentem" verweisen Zeichen und Symbole von einem gegenwärtig Gegebenen auf ein gegenwärtig Nichtgegebenes, das etwas sein kann, was früher einmal als ein Wahrnehmungsdatum gegeben war und später wieder gegeben sein könnte, das aber auch "eine andere Gegebenheitsweise hat als Wahrnehmungsgegenstände und Ereignisse, z.B. eine Vorstellung (ein Fiktum, ein Phantasma), ein Traum, ein Jenseits, eine Personalisierung oder eine Abstraktion natürlicher und gesellschaftlicher Wirkungszusammenhänge" (Schütz/Luckmann 1984, S. 181). Die assoziative Verschmelzung zwischen der präsenten Alltagswirklichkeit der Fernfahrer und der "Appräsentation" eines *anderen*, transzendentalen Wirklichkeitsbereiches wird uns noch bei der Symbolik des Trucker- Mythos beschäftigen (Kapitel 5).

Sofern die "Kultur" ein "mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens" (Max Weber 1968, S. 180) ist, "erzeugen" Arbeits- und Berufskulturen einen gemeinsamen "Sinnhorizont", innerhalb dessen bestimmte Ereignisse und Vorstellungen, Vorgänge und Objekte als riskant wahrgenommen, (an)erkannt und bewältigt werden können, während der Risikogehalt anderer Vorkommnisse unerkannt bleibt, verkannt oder ausgeblendet wird. Arbeits- und Berufskulturen bilden somit eine Art "*Rahmen*", der dazu dient, die Wahrnehmung zu organisieren und zu ordnen (Bateson 1985, S. 254), einen "*Kontext*", in dem die Träger einer bestimmten (Sub-)Kultur beispielsweise ihr Wissen über, ihre Erfahrungen mit und ihre Einstellungen zu riskanten Ereignissen, Vorstellungen und Handlungsweisen einander mitteilen, erhalten und weiterentwickeln.

Als Symbol- und Bedeutungssystem fungiert eine Kultur gleichsam wie eine Art subtiler "Organisation", wie eine "symbolische Ordnung des sozialen Lebens" (Clarke et al. 1981, S. 41), wie eine "Methodologie" oder ein "Strukturierungsmedium" der sozialen Welt.⁵⁸ Die Orientierung auf den Feldern der sozialen Welt erfolgt dabei über kollektive "*Sinnvorstellungen*", mit deren Hilfe die Träger einer bestimmten Kultur ihre Wirklichkeit definieren, indem sie beispielsweise zwischen sicher und unsicher, gefährlich und nützlich, wahrscheinlich und unwahrscheinlich sowie zwischen wahr und falsch, möglich und unmöglich, wichtig und unwichtig unterscheiden (vgl. auch Neidhardt 1986, S. 11). Unterschiedliche Organisations- oder Strukturierungsweisen erzeugen verschiedenartige (sub)kulturelle Formen.⁵⁹

58 In eine ähnliche Richtung deutet übrigens auch das als "unorthodox" geltende marxistisches Kulturverständnis, das der britische Kultur- und Literaturwissenschaftler Raymond Williams (1983, S. 50) formuliert hat, der die Kulturanalysen und Studien von Jugendsubkulturen am Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham maßgeblich beeinflusst hat: "Ich würde (...) die Kulturtheorie als die Untersuchung der Beziehungen zwischen den Elementen einer ganzen Lebensweise definieren. Die Analyse der Kultur ist der Versuch, das Wesen der Organisation zu ergründen, den ganzen Komplex dieser Beziehungen. Die Analyse einzelner Werke oder Institutionen ist (...) die Analyse ihrer wesentlichen Organisationsform, der Beziehungen, die Werke und Institutionen als Bestandteile der Gesamtorganisation zum Ausdruck bringen. Das Schlüsselwort in einer solchen Analyse lautet 'Muster' [pattern]. Eine sinnvolle Kulturanalyse beginnt mit der Entdeckung charakteristischer Muster, und eine allgemeine Kulturanalyse beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen diesen Mustern, was manchmal unerwartete Identitäten und Übereinstimmungen zwischen bislang getrennt voneinander betrachteten Tätigkeiten enthüllt, dann wieder unerwartete Brüche offenbart."

59 Dies gilt prinzipiell für alle "Kulturen" auf allen "Ebenen" der sozialen Welt. Auf der höchsten Aggregationsebene des Sozialen sind die "Formen der Gesellschaft" das "Wesen der Kultur" (vgl. Geertz 1983, S. 41; Knorr-Cetina 1988, S. 28f.).

Das semiotische Kulturverständnis wendet sich gleichermaßen gegen kognitivistische Kulturkonzepte, die Kultur als in Sprache verfaßtes Wissen nur auf mentale Phänomene verkürzen, wie gegen naive "materialistische" Kulturauffassungen, die Kultur einseitig auf ihre materiellen Formen verdinglichen, die in Artefakten oder Praktiken vergegenständlicht sind (vgl. die Kritik von Geertz 1983, S. 16ff sowie Knorr-Cetina 1988). Kultur "ist" in diesem Sinne auch keine Lebensweise oder soziale Praxis. So mißverstanden ließe sich das Kulturelle von dem Sozialen nicht mehr unterscheiden, wodurch Kultur zu einem inhaltsleeren "Sammelbegriff" (vgl. Lindner 1981, S. 9) verkommen würde. Die strukturalistische Semiotik hat zwar eine Vermengung des Kulturellen mit dem Sozialen vermieden, dafür aber den Fehler begangen, daß sie Kultur als System symbolischer Codes von der sozialen Praxis und den handelnden Akteuren getrennt hat, d.h. Kultur *nur* noch als ein symbolisches System betrachtet. Eine "deutende" Theorie der Kultur dagegen untersucht symbolische Systeme in Relation zum Ablauf des sozialen Handelns "in dessen Rahmen kulturelle Formen ihren Ausdruck finden".⁶⁰

In ihrer Vielschichtigkeit läßt sich Kultur als ein Symbol- und Bedeutungssystem weder isoliert in der von menschlichen Akteuren befreiten Sphäre *symbolischer Formen oder Systeme* (Regelsysteme bzw. Systeme symbolischer Codes) verorten, noch allein in der Sphäre der "theoretischen" und "praktischen" *kulturellen Formen*⁶¹ lokalisieren (vgl. Geertz 1983, S. 16ff und 46 sowie Knorr-Cetina 1988, S. 30). "Kultur" resultiert gerade aus dem Zusammenspiel dieser einzelnen Sphären, aus deren jeweiliger Eigendynamik sowie aus den Transformationen, über die sich die "Übergänge" zwischen den symbolischen, mentalen und materiellen Kultursphären vollziehen.

Die Mitteilung, Erhaltung und Weiterentwicklung von Wissen, Erfahrungen und Einstellungen ist grundlegend an kommunikative Prozesse gebunden. Wenn die Semiotik alle kulturellen Prozesse als *Kommunikationsprozesse* untersucht, die durch ein zugrunde liegendes *System von Bedeutungen* ("Signifikationen") ermöglicht werden (vgl. Eco 1990, S. 16f.), so heißt dies keineswegs, daß Kultur dabei *nur* als Kommunikation verstanden wird oder Kultur *nichts weiter* als ein System strukturierter Signifikationen darstellen soll (ebd., S. 35). Es handelt sich

60 Kulturelle Formen können sich auch in materiellen Artefakten oder in subjektiven Bewußtseinszuständen "ausdrücken", wobei sie ihre Bedeutung aus ihrem "Gebrauch" innerhalb kontinuierlicher "Lebensformen" beziehen (vgl. Geertz 1983, S. 25 im Anschluß an Überlegungen bei Ludwig Wittgenstein).

61 Neben kollektiven *Sinnvorstellungen* zählt das ganze Spektrum menschlicher Tätigkeiten zu den "theoretischen" und "praktischen" Kulturformen: von Weltbildern, Wirklichkeitsvorstellungen oder "interaktiv erzeugten Situationsdefinitionen" bis hin zu "symbolischen Handlungs- und Selbstpräsentationen" sowie Praktiken und Artefakten.

dabei lediglich um einen heuristischen Vorschlag, d.h. um eine methodische Anleitung, wie Kulturen zu untersuchen sind: "Der Gesamtkomplex der Kultur *sollte* als auf Signifikationssystemen beruhendes Kommunikationsphänomen untersucht werden" (ebd.). Kultur ist *nicht nur* Kommunikation und Signifikation, aber man kann Kulturen gründlicher *verstehen*, wenn man sie unter semiotischen Aspekten untersucht (vgl. S. 41).

Mit der Verwendung eines semiotischen Konzeptes der Arbeits- und Berufskulturen ist die Absicht verbunden, einen weitgesteckten Bereich von Objekten und Ereignissen, von Verhaltens- und Vorstellungsweisen als "Zeichen" zu *betrachten* und zu untersuchen, wobei im Anschluß an Charles Morris und Umberto Eco alles als Zeichen gilt, "was aufgrund einer vorher festgelegten sozialen Konvention als etwas aufgefaßt werden kann, *das für etwas anderes steht*" (Eco 1990, S. 27, Hervorhebungen durch den Autor; vgl. auch S. 15). Um auch ein "natürliches" physikalisches oder chemisches Ereignis, materielle Gegenstände oder menschliche Praktiken ohne Kommunikations*absicht* ebenfalls als kulturelle Phänomene begreifen und untersuchen zu können, muß der Begriff des Zeichens von einer allzu engen Fixierung auf *intentionale* Akte menschlicher Kommunikation befreit werden. Im Anschluß an die "Grundlagen der Zeichentheorie" von Morris (1938; dt. 1979) plädiert Umberto Eco (1990, S. 26f.; vgl. S. 16f., 28ff.) deshalb dafür, das Vorliegen einer Signifikation, d.h. der durch einen spezifischen *Code* gesicherten Zeichen- Funktion, lediglich an die Voraussetzung eines (möglichen) menschlichen *Empfängers* zu binden, der das in Frage kommende Phänomen (möglicherweise) *als Zeichen* interpretiert.⁶²

Für die Frage nach dem Risikogehalt von Arbeitssystemen und dem "sozialen Sinn" riskanter Arbeitsleistungen heißt dies, daß sich ohne diese fundamentalen Signifikationssysteme weder "sichere" Technologien⁶³ konstruieren lassen, noch

62 An dieser Stelle argumentiert Eco nach meinem Eindruck etwas zu radikal für eine völlige Autonomie des Bedeutungssystems gegenüber kommunikativen Akten, was m.E. tendenziell dazu führen kann, die Existenz des Codes als Zeichensystem gegenüber seiner Erzeugung, Erhaltung und Veränderung zu verselbständigen. Ich würde hier eher von einer relativen oder weitgehenden Autonomie des Signifikationssystems von kommunikativen Akten sprechen, um die dynamische Adäquanzbeziehung zwischen Signifikation und Kommunikation in der kulturellen Praxis zu betonen.

63 Eine Technologie wird ebenso wie ein einfaches Werkzeug nur dann zum Bestandteil einer Arbeitskultur, wenn ihre Funktionssicherheit relativ stabil und berechenbar ist und das mit ihrem Funktionieren verbundene Wissen prinzipiell übertragbar ist. Durch die kontinuierliche Umgangsweise mit einem Lastkraftwagen beispielsweise entstehen sensu- motorische, emotionale und kognitive Regulationsgrundlagen für die Bewältigung der gestellten Transportaufgaben. Die Grenzen der Stabilität und Berechenbarkeit der technischen Funktionsweisen sind ebenso wie das Wissen und die Risikokommunikation ein entscheidender Ansatzpunkt für den Diskurs und die Verhandlung über Arbeitssicherheit.

deren organisatorische Anwendungsbedingungen gegenüber arbeitsbedingten Gefährdungen absichern lassen, noch über Sicherheit und Risiken der Arbeitswelt reden, geschweige denn forschen läßt. Der Vorschlag Umberto Ecos, Kulturen als "Systeme von Bedeutungssystemen" zu begreifen, die einen kontinuierlichen Prozeß kommunikativen Austausches ermöglichen (vgl. 1990, S. 43), bringt die individuellen und kollektiven Akteure ins Spiel, die sich auf der Grundlage gemeinsamer Bedeutungssysteme verständigen und auf dieser Basis handeln (müssen), und die mittels ihrer Kommunikation und ihrer Vorstellungs- und Handlungsweisen selbst wiederum zu einer Erhaltung und Veränderung ihrer gemeinsamen Arbeitskultur beitragen.

Wie kann man sich nun die Entstehung und Wirkungsweise sozialer Sinn- und Bedeutungssysteme vorstellen, die riskante Arbeitsleistungen als "begründet" und legitim erscheinen lassen - und wie lassen sich die kulturellen Formen der Reproduktion von Risiken empirisch untersuchen?

Die Verwendung des Kulturbegriffs hat in den letzten zwanzig Jahren eine deutliche "Akzentverlagerung" erfahren (vgl. Eisenstadt 1990, S. 8f.). Mit zunehmender Attraktivität von "symbolisch" orientierten (Kultur)Anthropologen, Soziologen und Geisteswissenschaftlern ist "in der Konzeption von Kultur eine Verschiebung weg von Werten und Normen hin zu einem Set expressiver Symbole eines Ethos - eines 'Weltbildes', das durch aktive menschliche Interaktion entworfen wird" (ebd., S. 9) erfolgt. Kultur wird dabei zum einen als das Resultat eines "Verhandlungsprozesses" zwischen den beteiligten Akteuren gesehen, andererseits erscheint sie hierbei zugleich als eine Ressource der Handlungsregulation, die von den Handelnden dazu benutzt wird, ihre Aktivitäten zu organisieren und zu normalisieren, indem sie aus einer großen Anzahl von Situationsdefinitionen auswählen oder neue Situationsdefinitionen erzeugen (vgl. Peterson 1979, zitiert nach Eisenstadt).

Gegen Vorstellungen des Interaktionismus, wonach soziale und kulturelle Formen durch bewußte, von historischen wie gesellschaftlichen Verteilungsstrukturen der Handlungsressourcen weitgehend unabhängige "Aushandlungsprozesse" entstehen ("negotiated order"), läßt sich einwenden, daß die gesellschaftliche Reichweite der sozialen Interaktionen *kopräsent* individueller Akteure zeitlich und räumlich begrenzt ist und daß die über einen relativ weiten zeitlichen und räumlichen Horizont gespannten, relativ stabil institutionalisierten sozialen und kulturellen Strukturen nicht als eine unmittelbare Folge *intentionalen* Handelns begriffen werden können (vgl. Giddens 1988, S. 51ff.).⁶⁴

64 In Anlehnung an eine klassische Unterscheidung von David Lockwood (1971, S. 125) könnte man behaupten, daß sich interaktionistische Kultur- bzw. Sozialtheorien auf die "soziale Integration" der sozialen Beziehungen der Handelnden spezialisiert haben, während sie die "Systemintegration", d.h. die Integration der Beziehungen zwischen den

"Die wichtigsten Formen kultureller Systeme verändern sich nur über Zeiträume von mehreren Generationen hinweg und sind *stets* relativ großen Gruppen gemeinsam; niemals sind sie das besondere Merkmal eines oder einiger Individuen. Sie werden daher immer vom Individuum gelernt, das nur ganz marginale kreative (oder destruktive) Beiträge zu dieser Veränderung leisten kann" (Parsons 1975, S. 16).

Wenn Parsons hier zu Recht auf die strukturellen Verselbständigungschancen kultureller Systeme gegenüber den individuellen Akteuren verweist, so hat seine Marginalisierung des einzelnen aber in ihrer Konsequenz dazu geführt, den aktiven Beitrag der Handlungssubjekte auf die bereitwillige Internalisierung gesellschaftlich vorgegebener Werte und Normen zu beschränken und die Funktionen kultureller Phänomene auf die Sicherung einer gemeinsamen *normativen* Ordnung reduziert. Das im Anschluß an klassische Überlegungen bei Thomas Hobbes von Parsons (1975, S. 17) formulierte "*Problem der Ordnung*" erscheint so eher als das "Problem" einer Sozialtheorie, die eine atomisierte Gesellschaft einem Haufen gesellschaftsloser, voneinander isolierter Individuen gegenüberstellt.

"Der Mensch ist im wörtlichsten Sinn (...) nicht nur ein geselliges Tier, sondern ein Tier, das nur in der Gesellschaft sich vereinzeln kann. Die Produktion des vereinzelt Einzelnen außerhalb der Gesellschaft (...) ist ein ebensolches Unding als Sprachentwicklung ohne *zusammen* lebende und zusammen sprechende Individuen" (Marx 1974, S. 6).

Wie Marx ist auch George H. Mead (1973) davon ausgegangen, daß sich die menschliche Individualität (Subjektivität, Identität) auf der Grundlage sozialer Beziehungen entwickelt, eine Annahme, die Forschungsarbeiten aus der sowjetischen Psychologie (vgl. vor allem Wygotski 1981) am Beispiel der Entwicklung des kindlichen Denkens "vom Sozialen zum Individuellen" bestätigt haben.⁶⁵

Ludwig Wittgenstein (vgl. 1990, S. 91ff., §§ 7, 19, 23, 206) hat in seinen "Philosophischen Untersuchungen" den engen Zusammenhang herausgearbeitet, der zwischen dem praktischen Gebrauch einer Sprache und den Tätigkeiten der Sprechenden besteht ("Sprachspiel") und darauf aufmerksam gemacht, daß das

strukturellen Elementen eines sozialen Systems, außer acht lassen. Giddens (1988, S. 80) hat Lockwoods Differenzierung neu interpretiert (Sozialintegration als "Systemhaftigkeit auf der Ebene von face- to- face- Interaktionen" und Systemintegration als "Verbindungen zu denjenigen, die physisch in Raum und Zeit abwesend sind"). Auch die klassische Unterscheidung von Max Weber (1980, S. 20) zwischen sozialem (Konkurrenz)"Kampf" und "Auslese" - der ohne sinnhafte Kampfabsicht gegeneinander stattfindende "(latente) Existenzkampf menschlicher Individuen oder Typen um Lebens- oder Ueberlebenschancen" - ließe sich demzufolge als eine Differenzierung zwischen Sozial- und Systemintegration verstehen.

65 Was in Meads Kommunikationskonzept etwas unterbelichtet erscheint, ist, daß die Übernahme der Einstellungen (Haltungen) anderer in entscheidender Weise über die subjektive Aneignung des in Gegenständen objektivierten Bedeutungsgehaltes erfolgt und auch die Interaktion mit mir selbst über gegenständliche Tätigkeiten vermittelt ist.

Sprechen einer Sprache Bestandteil einer "Lebensform" ist. Worauf Wittgenstein hier offenbar anspielt, ist, daß das Sprechen einer Sprache bereits die Existenz einer *Sprachgemeinschaft* voraussetzt. Gegen Parsons eindimensionale Vorstellung einer kohärenten, sich aus letzten Realitäten speisenden normativen Ordnung der Gesellschaft ist einzuwenden, daß kulturelle Formen zwar nicht von einzelnen Menschen "erzeugt" werden, aber ebensowenig als ein auferlegtes, monolithisches Produkt der Gesellschaft zu verstehen sind. Meine These ist, daß arbeits- und berufsbezogene Kulturen vielmehr in einem soziologischen "Niemandland" *zwischen* Individuum und Gesellschaft entstehen, einer Grauzone makrosozialer *Gruppierungen*, deren Existenz mikrosoziologisch zweifelhaft erscheint, zumal sich die auf kleine Einheiten spezialisierte "Gruppensoziologie" für diesen sozialen Phänomenbereich nicht zuständig fühlt (vgl. Kapitel 5.2).

Paul Willis hat vorgeschlagen, die (sub)kulturellen Beziehungen einer sozialen Gruppe - unter Bezugnahme auf die Benutzung von Gegenständen oder Institutionen - auf dreierlei Weise zu untersuchen (vgl. im folgenden 1981, S. 236ff.).

Die *indexikalische* Analyse erfaßt das Ausmaß, in dem bestimmte Gegenstände zu einer sozialen Gruppe in Verbindung stehen. Durch (quantitative) Erhebung der Gebrauchsweisen erschließt sich hier zunächst ein "indexikalisches Feld", auf dem die äußeren Gegenstände, mit denen eine soziale Gruppe umgeht, "indiziert" sind.

Die *homologische* Analyse versucht den Bedeutungsgehalt der von einer Gruppe präferierten Gegenstände zu erfassen. Willis geht davon aus, daß sich im ständigen Hin und Her der Austauschbeziehungen zwischen einer Gruppe und einem bestimmten Gegenstand spezifische Stil- und Sinnformen, Inhalte und Formen des Bewußtseins erzeugt. Alle Gegenstände, die von der Gruppe gesucht und gewählt werden, konstituieren ihr "kulturelles Feld", das kleiner ist als das indexikalische Feld. Das Artefakt, der Gegenstand oder die Institution entsprechen in ihrer homologen Struktur dem Stil, den typischen Anliegen, Einstellungen und Gefühlen der Gruppe und vermitteln der Gruppierung Bedeutungsinhalte, vor allem Einstellungen, Orientierungen und Sicherheiten.

Die homologische Analyse läßt sich unterteilen in eine Untersuchung der sozialen Gruppe (ethnographische Methode, teilnehmende Beobachtung) und die Untersuchung der von ihr bevorzugten kulturellen Gegenstände (als strukturelle Analyse der 'objektiven Möglichkeiten' kultureller Gegenstände). Bei der homologischen Analyse der sozialen Gruppe interessiert Willis die subjektive Dimension dessen, "was *miteinander geteilt wird*", d.h. was die soziale Gruppe gemeinsam hat, was sie aufrechterhält, reproduziert und generiert. Der Untersuchungsfokus auf der "symbolischen Organisationsstruktur", die den Rahmen steckt für die Herausbildung der mit dieser Gruppe verbundenen Subjektivitäten, ähnelt dem, was Bourdieu mit seinem Habitusbegriff verfolgt. Bei der Analyse der "objektiven Möglichkeiten" kultureller Objekte geht Willis davon aus, daß Wichtigkeit, Wert und Bedeutung eines kulturellen Gegenstandes innerhalb der objektiven Grenzen seiner eigenen Binnenstruktur sozial vorgegeben sind. Auf der Grundlage historischer Umgangsweisen sind die objektiven Möglichkeiten eingeschränkt, zugleich aber auch offen, was neue Bedeutungen oder die Beeinflussung vorliegender Bedeutungsgehalte in eine unerwartete Richtung betrifft.

"Da das offensichtliche Potential für sinnvolle Beziehungen zu wichtigen kulturellen Gegenständen in der Regel bereits von der herrschenden Kultur ausgebeutet wird, müssen unterlegene Kulturen die vernachlässigten und übersehenen Möglichkeiten erforschen, um

ihre eigenen Bedeutungsgehalte hervorzubringen. Der andere wichtige Prozeß für die Entwicklung unterlegener Kulturen ist das kreative Ausnutzen der 'objektiven Möglichkeiten' neuer Objekte und Artefakte - die das herrschende System bereitstellt, jedoch nicht voll und ganz kulturell ausnutzt" (Willis 1981, S. 251).⁶⁶

Die *integrale* Analyse schließlich soll das Entstehen der grundlegenden Homologien erklären, den Wandel in den Möglichkeiten durch verfeinerte Auswahl aus dem, was bereits vorliegt (Selektion) oder durch Beeinflussung der Möglichkeiten neuer Gegenstände (Kreation). Die marginal neugefaßten Möglichkeiten eines kulturellen Gegenstandes können zu marginalen Neufassungen in der sozialen Gruppe führen, die bei entsprechendem kulturellen Einfluß die Möglichkeiten weiter modifizieren kann.

Über die Untersuchung von Präferenzen und Verwendungsweisen kultureller Gegenstände hinaus lassen sich kollektive Sinn- und Bedeutungsstrukturen empirisch am besten über den "*Gebrauch*" von Bedeutungen innerhalb *sozialer Diskurse* erschließen, d.h. über die praktische Rolle, die spezifische Bedeutungen in einer bestimmten Gemeinschaft spielen (vgl. Geertz 1983, S. 19, 25). Am Beispiel der Arbeitsspiele und beruflichen Mythologien der Fernfahrer läßt sich dies leicht nachvollziehen (vgl. Kapitel 5). Ausgehend von den Bedeutungen, die bestimmten Ereignissen, Vorgängen oder Objekten von den Akteuren zugeschrieben werden, läßt sich der "soziale Sinn" auch solch scheinbar paradoxer Phänomene wie der *Selbstgefährdung* erschließen. Die Untersuchung der praktischen, sozialen "Diskurse"⁶⁷ und der Gesamtheit der (im weitesten Sinne) "Texte" einer Kultur (vgl. Knorr-Cetina 1988, S. 27 im Anschluß an Geertz sowie Posner 1991, S. 52f.) bildet damit einen entscheidenden Ansatzpunkt für ein Verständnis *kultureller Formen* der gesellschaftlichen Reproduktion arbeits- und berufsbedingter Risiken.

Mit dem Kulturbegriff wird somit eine soziale Ebene angesprochen, "auf der gesellschaftliche Gruppen selbständige Lebensformen entwickeln und ihren sozialen und materiellen Lebenserfahrungen *Ausdrucksform* verleihen" (Clarke et al. 1981, S. 40). Die gesellschaftlichen Strukturen der sozialen Beziehungen und die kulturellen Strukturen der Sinnbedeutungen bilden die Grundlage, auf der "die in der Zeit ablaufende kollektive Existenz von Gruppen" geformt wird (vgl.

66 Vor allem am Beispiel der Jugendkulturen zeigt sich, daß die von der herrschenden Kultur ignorierten Möglichkeiten oft, nach der Besetzung einer Gebrauchsnische, mittels Kommerzialisierung schnell wieder "vergesellschaftet" werden. Die Polyvalenz der Verwendungsweisen kultureller Objekte ist nicht völlig offen. So würde kein Betriebsschlosser auf die Idee kommen, seine Arbeit mit der eines Cowboys zu vergleichen und sich *deshalb* die Accessoires der Country- und- Western- Kultur zu besorgen.

67 In Abgrenzung zum linguistischen Verständnis von Sprachsystemen ist der "Diskurs" ein *Sprachereignis*, das durch den *praktischen Gebrauch* von Sprache gekennzeichnet ist (vgl. Ricœur 1972, S. 253f.): Der Diskurs wird immer in der Zeit und in einer bestimmten Gegenwart realisiert, er ist auf seinen Sprecher als Subjekt zurückbezogen, bezieht sich auf eine bestimmte Welt, die er zu beschreiben, auszudrücken oder zu repräsentieren beabsichtigt und der Diskurs beinhaltet einen Austausch von Mitteilungen, d.h. er ist kommunikativ an einen oder mehrere Gesprächspartner gerichtet. In semiotischen Studien werden Kulturen deshalb in erster Linie am Beispiel der Verwendung von Sprache bzw. von Symbolsystemen untersucht (vgl. Barley 1983, zitiert nach Merkmens 1989, S. 369).

ebd., S. 41f.). (Sub-)Kulturen - und das macht ihnen, die soziale Welt *ordnenden* Charakter aus - entstehen durch *Stilisierungen*, in denen die Zugehörigkeiten und Grenzen einer Gruppe markiert werden und die sich in bestimmten Ritualen und Praktiken, in Sprachen (Argot) und Körpersprachen ausdrücken sowie in Objekten, in denen der stilbildende *Geschmack* als "eine Art gesellschaftlicher Orientierungssinn (*sense of one's place*)" (Bourdieu 1982, S. 728) in Erscheinung tritt.

Meine These ist, daß der tragende Stil, der die "Eigenart" der Arbeits- und Berufskultur der Fernfahrer bestimmt, auf einer hohen Wertschätzung männlicher Qualitäten beruht, die zum einen in Form außergewöhnlicher physischer Leistungsfähigkeit, Selbstbeherrschung und Eigenkontrolle in der Bewältigung alltäglicher Arbeitsaufgaben gefordert werden, die sich zum anderen aber auch vorzüglich zur Hervorhebung gegenüber "gewöhnlichen" industriellen Arbeitsformen eignen und dadurch die spezifische "Berufsehre" der Fahrer begründen. Die beruflichen Mythologien der Fernfahrer ("Kapitäne der Landstraße", "Highway Helden", "letzte Cowboys unserer Zeit") vertreten mit ihrer Verleugnung des Ökonomischen zugleich eine magische, scheinbare "Lösung" jener Antinomien, die in der Transporttätigkeit als kapitalistisch organisierter, abhängiger (Lohn-)Arbeit enthalten sind und von denen sich jene zu befreien suchen, die für sich die männliche Ehre beanspruchen, die profane Lohnarbeit als eine Heldentat zu verrichten (vgl. Kapitel 5.3).

Will die Arbeits- und Industriesoziologie die Erzeugung und Reproduktion riskanter Arbeitsstrukturen als ein Resultat menschlicher Handlungsweisen zu erklären versuchen, dann benötigt sie ein angemessenes *Konzept der Motivation* selbstgefährdender Arbeitsweisen. Wenn wir in Übereinstimmung zu jüngeren sozialtheoretischen Überlegungen davon ausgehen können, daß die soziale Strukturierung über die Reproduktion von Handlungsweisen erfolgt und daß soziale Strukturen zugleich das *Medium* und das *Ergebnis* sozialer Praktiken sind ("Dualität von Struktur"), dann lassen sich die "orientierenden" und "bewegenden Kräfte" für das prekäre Zusammenspiel zwischen der Bewältigung außergewöhnlicher Risikokonstellationen und der Selbstgefährdung bei Fernfahrern weder in geheimnisvollen inneren Antrieben der von der Außenwelt abgeschnittenen Subjekte noch in vermeintlich unveränderbaren, objektiven Zwängen der äußeren Arbeitssituation finden. Die Kardinalfrage der Arbeits- und Leistungsmotivation ist, *wie* äußere Zwänge verinnerlicht und damit zum persönlichen Motiv für eine bestimmte Arbeitsweise werden.⁶⁸

68 Diese prinzipielle Problemstellung soziologischer Motivationstheorien hat bereits Talcott Parsons erkannt, obgleich seine Antwort ("Internalisierung" gemeinsamer Werte und sanktionierbarer Normen) aus heutiger Sicht höchst unbefriedigend bleibt, weil sie die *Übergänge* zwischen sozialen und psychischen Strukturen, d.h. den psychosozialen *Prozeß* der Einverleibung und Vergegenständlichung, trivialisiert hat.

Meine Annahme ist, daß riskante Arbeitsleistungen durch das wechselseitige Zusammenwirken von Prozessen der *Institutionalisierung* und *Inkorporierung* "motiviert" werden, so daß die soziale Reproduktion der Arbeitsmotivation auf eine doppelte Weise erfolgt, deren Momente im Verhältnis zueinander weder völlig kontingent noch gänzlich determiniert sind: Während in der *Reproduktion sozialer Institutionen* individuelle Motivationsstrukturen gewissermaßen "von außen" gefordert, stimuliert und gestützt werden, erzeugt die *Reproduktion habituell inkorporierter "Schemata"* (bzw. "Dispositionen") die entsprechenden "subjektiven" Voraussetzungen für motivierte Arbeitshandlungen. Im Verlauf der kollektiven berufskulturellen Vor- Geschichte der Fernfahrer werden bestimmte "Motivdispositionen" ausgebildet und von den potentiell rekrutierbaren Anwärtern in ihrer eigenen individuellen Lebensgeschichte angeeignet, um zu gegebener Zeit in der und für die Arbeitspraxis des Transportgewerbes zu funktionieren.

Im Anschluß an das Habitus- Feld- Konzept des französischen Soziologen Pierre Bourdieu möchte ich "Motivation" dabei als ein Subjekt- Objekt- Verhältnis begreifen. Meine These ist, daß die Motivation, *riskante* Arbeitsleistungen zu erbringen, aus einem *Zusammenspiel* resultiert zwischen den gefährlichen Anforderungen (die typisch sind für ein "soziales Feld") und dem, riskante Präferenzen stimulierenden "Habitus" (als einer Art "Organisation" einverleibter Strukturen). Das paradoxe Phänomen, daß auch riskante Leistungen einer aktiven Mittäterschaft der "Betroffenen" bedürfen, behauptet einen Zusammenhang zwischen riskanten äußeren Strukturen und der inneren Bereitschaft, sich diesen Anforderungen zu stellen und sich entsprechend zu verhalten. Viele Fernfahrer neigen dazu, die prekäre Verwendung ihres Körpers in der Arbeit auf eine bestimmte spielerische Art und Weise zu stilisieren und zu mythologisieren (vgl. Kapitel 5). Die sozio- kulturelle Stilisierung der riskanten Arbeitsweisen von Fernfahrern und die damit eng verbundene maskuline "Lebensführung" werden dabei einerseits durch *Institutionalisierung* der mit der Transportarbeit verbundenen Sinn- und Bedeutungssysteme objektiviert, andererseits subjektiv inkorporiert in Form entsprechender Berufswahl-, Arbeits- und Leistungsmotivationen (vgl. Kap. 4).

Aus den Kontroversen um den Rationalitätsgehalt menschlichen Handelns wissen wir, daß nicht jedes Handeln oder Verhalten in dem Sinne "motiviert" sein muß, daß es eine bestimmte Absicht verfolgt und dabei auch die unbeabsichtigten Neben- und Spätfolgen seines Tuns oder Unterlassens berücksichtigt. Auch wenn ein Großteil unseres Verhaltens eingelebten Gewohnheiten und Routinen, spontanen gefühlsbedingten Eingebungen oder gewachsenen Traditionen folgt, so bleibt dennoch die grundsätzliche Bereitschaft erklärungsbedürftig, einen Beruf auszuwählen, der in relativ hohem Maße als belastend und gefährdend einzustufen ist. Im folgenden Kapitel werden Vorschläge für ein Konzept unterbreitet, das die scheinbar obskure Motivation des arbeits- und berufsbedingten Risikoverhaltens von Fernfahrern zu verstehen versucht.